Die Geschichte
Gottfried Walthers,
eines Tischlers,
und
des Städtleins Erlenburg.

Ein Buch
für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand.

Herausgegeben
von
Johann Martin Miller,
Prediger und Professor zu Ulm.

Zweyter Theil.

Ulm, 1786
bey Johann Konrad Wohler.

Erstes Kapitel.

Wie Gottfried wieder nach Erlenburg kommt, und wie er da die Sachen findet.

Als Gottfried vor sein Haus kam, kannte er es kaum mehr, denn es war neu angestrichen und so schön herausgeputzt, daß es gar nicht mehr das alte Haus zu seyn schien. Weil die Hausthür offen stand, so gieng er, ohne von jemand bemerkt zu werden, hinein, und geradeswegs in die Stube. Seine Stiefmutter saß mit etlichen Weibern um den Tisch herum, und trank mit ihnen Kaffee; Und sein Vater saß hinterm Ofen in einem Lehnstuhl, und rauchte seine Pfeife. Gottfried eilte auf ihn zu. Der alte Mann sprang auf, ließ seine Pfeife fallen, und sank seinem Sohn in die Arme. O mein Gottfried! rief er aus; Seh ich dich denn endlich wieder? Gott sey ewig Lob und Dank! Mehr konnte er vor Rührung und Freude nicht sagen. End-

lich hub er wieder an, nachdem er seine Pfeife vom Boden aufgehoben hatte; Wie ist dirs denn bisher gegangen? Ich habe tausendmal an dich gedacht und für dich gebethet, ich und deine Mutter; Sieh, da ist sie; Gieb ihr doch die Hand! Gottfried gieng auf sie zu, gab ihr die Hand, und grüßte sie ehrerbiethig. Sie bewillkommte ihn mit vielen Umständen, und nahm ihn bald durch ihr freundliches, gesprächiges Wesen ein. Er mußte sich nun leicht machen, an den Tisch hinsetzen, Kaffee trinken und auf tausend Fragen antworten. Die Weiber alle sagten, er sey so ansehnlich und groß geworden, daß sie ihn kaum mehr gekannt hätten. Er im Gegentheil bemerkte, sein Vater sey weit fetter als ehemals, und sehe weit frischer und gesünder aus. Das hab ich meiner Kathrine zu verdanken, sagte der Alte; Die hält mich so gut. Drauf kam man sogleich auf die Frage, was es denn für eine Bewandtnis mit seiner Gefangenschaft in Wien gehabt habe? Er erzählte es kurz, und stund dann auf, um in seine Kammer zu gehen und sich auszukleiden, wie er sagte; Hauptsächlich aber, um seinem schweren Herzen Luft zu machen; Denn der wehmüthige Gedanke an Rosinen, und das Verlangen, sie zu sehen, zerrissen ihm das Herz. Kaum war er einen Augenblick auf seiner Kammer, so folgte ihm sein Vater dahin nach. Vater! rief er; Um Gottes willen sagt mir, wo Rosine ist, und was sie macht? Ach, warum seyd Ihr so hart und unbarmherzig mit ihr umgegangen? Sagt, wo ist sie? — In des Schneider

der Holzers Haus, antwortete der Vater. Freylich giengs nicht, wie es hätte gehen sollen. Wärs auf mich allein angekommen, Gottfried, so wärs freylich anders; Aber Rosine hats uns auch darnach gemacht. Du must dich schon zufrieden geben . . . . . Alles dieses sagte der Alte stotternd, und mit sichtbarer Verwirrung. Gottfried wollt ihm eben bey den letzten Worten in die Rede fallen, als die Stiefmutter kam, und ihm der Vater heimlich einen Wink gab, er möchte schweigen. — Er gieng noch auf eine Viertelstunde mit in die Stube; Dann aber schlich er sich, ohne jemanden etwas zu sagen, weg, und eilte mit schwerem Herzen und bangem Herzklopfen nach des Schneider Holzers Haus, wo Rosine wohnte.

Man wieß ihn zwo Treppen hinauf, in ihr Kämmerlein. Hastig riß er die Thür auf, und stürzte sich hinein. Sie lag im Winkel auf einem elenden Bette. O Rosine! rief er aus, und sprang ans Bett hin. Gottfried! rief sie, richtete sich schnell auf und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Lang blieben so die beyden jungen Leute, schluchzten, und konnten nichts reden. Endlich fieng Rosine an: Ach, wie lang hab ich auf Ihn gewartet! Nun will ich gern sterben. Mir war immer bang, ich würd Ihn nicht mehr sehen. Gottlob! Gottlob! daß Er wieder da ist. Ach, ich hab indessen viel, viel! ausgestanden . . . ! Sie wollte weiter reden, sank aber, von der zu heftigen, plötzlichen Freude entkräftet, halb ohn-

mächtig aus seinem Arm aufs Bette. Gottfried schrie um Hülfe; Man brachte frisches Wasser herauf, und Rosine kam allmählich wieder zu sich selbst. Die Schneidersfrau, die das Wasser gebracht hatte, blieb bey einer Stunde lang auf der Kammer, und hinderte das junge Paar, ihr Herz vor einander auszuschütten. Gottfried betrachtete unterdessen das Kämmerlein. Es war ein kleines fünf- oder sechseckichtes Gemach, in dem man kaum aufrecht stehen konnte, mit einem einzigen niedern Fenster, dessen runde, grüne Scheiben zur Hälfte zerbrochen und mit Papier und Lumpen zugestopft waren. In einer Ecke stund ein kleiner, halbzerbrochner Tisch und ein elender Stuhl. An der Wand herum hiengen ein paar abgetragne, halbzerrissne Kleider. Die Bettdecke war kaum groß genug, um sich damit zudecken und gegen die Kälte verwahren zu können. Rosine selbst sah wachsgelb; Ihr Gesicht war eingefallen, die Augen lagen hohl, und die Knochen an den Händen waren blos mit einer gelben, eingeschrumpften Haut überzogen. Das sonst blühende Geschöpf glich einem wahren Marterbilde. Gottfried gieng, die Hände ringend, in der Kammer auf und ab. Seine Seele war gebeugt von Jammer, und sein Herz zerrissen. Jesus Christus! rief er aus; Wie hat sich alles so verändert! Wie lebt Sie im Elend! ——

Ach, Gottlob, daß Er nur wieder da ist, daß ich Ihn nur wieder sehe! sagte Rosine. Dieses war das einzige, worum ich Gott bath. Sie schlug ihre Arme um ihn her, und weinte an sei-

ner Brust. — Hätt ich, sagte sie schluchzend, Ihn nur Einmal so bey mir gehabt in meinem Elend, ich hätte Gott gedankt, und wäre gern gestorben. Gottfried, lieber Gottfried! Was hab ich um Seinetwillen ausgestanden, als ich glaubte, man hab Ihn geköpft. Ach, das war ein Jammer! Beynah wär ich ganz verzweifelt. Gott verzeyh mir meine schwere Sünden! O ich . . . .

Indem kam die Schneiderinn und sagte: Meister Walthers Magd sey drunten und frage, ob er nicht zum Essen kommen wolle? Ich will gar nicht essen, sagte Gottfried; Ich will nicht mehr heim; Ich bleibe da! — Rosine bath ihn, und drang ernstlich in ihn, er sollte heimgehn und seine Eltern nicht erzürnen. Lang stand er unentschlossen da. Endlich sagte er zu der Schneiderinn: Nun, so will ich gehen. Aber hat Sie denn kein leeres Stüblein mehr in Ihrem Haus, daß meine Rosine drein kann? In dem Winkel hier muß sie ja verschmachten; Ich bezahl Ihr alles; Es mag kosten, was es will. Mach Sie nur, daß Rosine heut noch hier heraus kommt! Ich bezahl Ihr alles.

Die Schneiderinn stand eine Zeitlang da und besann sich. Endlich sagte sie: Drunten hab ich noch ein Stüblein, das wär freylich besser; Aber meine Kästen sind darinn und meine Kleider, und ich weiß nicht, was mein Mann dazu sagen wird? — O, Ihr Mann wird doch ein Mensch seyn, sagte Gottfried. Mach Sie, daß sie heute noch darein kommt! Ich will selbst ausräumen

 helfen.

helfen. — Das ist alles schon recht, versetzte die Schneiderinn; Aber meinem Mann muß ich erst davon sagen; Und er ist jetzt nicht daheim. — Wo ist er denn? Wo ist er? fragte Gottfried hastig; Ich will zu ihm gehen! — Er ist . . . sagte die Schneiderinn; Und indem kam ihr Mann selbst, vermuthlich aus Neugierde, um Gottfrieden zu sehen. Dieser brachte sogleich sein Gesuch an. Der Schneider, ein redseeliger Mann, machte hundert Bedenklichkeiten, die aber am Ende alle darauf hinausliefen, daß er für sein Zimmer jährlich acht Thaler Miethgeld haben müßte, die ihm Gottfried mit Freuden zugestand. Er nahm nun, in etwas beruhigt, aber doch noch mit kummervollem Herzen Abschied von seiner Rosine, und versprach ihr, sie wo möglich heute noch nach dem Essen, oder doch gewiß sogleich Morgen früh wieder heimzusuchen. Er gieng nun unter hundert traurigen Vorstellungen heim. Als er an sein Haus kam, da gieng ihm sein Vater heraus entgegen, und sagte ihm sehr ängstlich: Ich bitte dich um alles willen, Gottfried, red doch vor der Mutter kein Wort von Rosinen! Sie war schon etwas böse, daß wir so lang mit dem Essen auf dich warten mußten. Mach mir keine böse Ehe! — Aber, Vater! sagte Gottfried; Man ist doch mit Rosinen gar zu unbarmherzig umgegangen. — Schweig jetzt, versetzte der Vater; Es ist jetzt nicht Zeit davon zu reden. Ich will dir schon sagen, wie es ist. Thu mir nur das zu Gefallen, und red nichts von ihr! — Gottfried seufzte, und gieng schweigend mit seinem

Vater ins Haus, und in die Stube. Die Suppe stand schon auf dem Tisch, und man setzte sich zum Essen nieder. Die Stiefmutter war die Freundlichkeit selbst, legte ihrem Sohn vor, und redete ihm immer zu, sichs wohl schmecken zu lassen; Aber es wollte ihm nichts schmecken. Ihr freundliches Wesen machte ihn ganz irre. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch so liebreich und gefällig, und doch auf der andern Seite wieder so hartherzig seyn, und ein unschuldiges Mädchen so mißhandeln könne? Sein Herz stand zwischen Liebe und Haß inne, und wußte nicht, auf welche Seite hin es sich neigen sollte? Doch hofte er, seine Mutter, die so liebreich war, wieder gewinnen, und auf Rosinens Seite bringen zu können. Diese Hofnung beruhigte ihn ein wenig, und schläferte ihn ein, so daß er offener, und zutraulicher gegen sie wurde. Er mußte hunderterley Fragen beantworten und tausend Dinge von seiner Wanderschaft erzählen; Doch sagte er nichts von dem Umstand mit Julianen in Nürnberg, und vermied sorgfältig alles, was das Gespräch auf Rosinen und auf seine Liebe hätte lenken können. — Weil er müde von der Reise war, so wünschte er bald gute Nacht, und gieng zu Bette, nicht sowohl um zu schlafen, als vielmehr sich mit dem traurigen Gedanken an seine arme Rosine zu beschäftigen. Er konnte auch vor ein Paar Stunden nicht einschlafen. Denn jetzt kam ihms erst zu Sinne, in welcher Gefahr Rosine wegen ihrer Gesundheit schwebte. Doch tröstete er sich endlich mit der Hofnung, seine Zurückkunft, und die

die bessere Pflege, die sie jetzt habe, werde ihre Gesundheit bald wieder herstellen.

Den Morgen drauf stund, als er aufgestanden war und in die Stube kam, der Kaffee schon auf dem Tisch, und sein Vater saß schon mit seiner Pfeife da, und hatte eine Tasse vor sich. Dieß kam unserm Gottfried ziemlich neu vor, da sein Vater ehemals gegen den Kaffee so sehr geeifert hatte. Doch gewöhnte er sich bald daran, weil er indessen auch auf seiner Wanderschaft das Kaffeetrinken gelernt hatte. Er stopfte sich jetzt auch eine Pfeife und trank mit, hatte aber im Sinn, gleich nachher zu Rosinen zu gehen. Da einmal seine Mutter in die Küche gieng, um noch Milch zu holen, da fragte ihn sein Vater leise: Wie stehts mit Rosinen? Schlecht, sehr schlecht! gab Gottfried zur Antwort; Sie sieht aus, wie eine Leiche. Ach Vater, daß Ihr . . . . Indem kam die Mutter wieder, und er mußte schweigen. Seinem Vater stunden ein paar Thränen in den Augen, so daß er sich mit dem Gesicht wegwenden und sie abwischen mußte. Gottfried sah sich nun, während daß sein Vater auf und abgieng und ein Morgenlied sumßte, und die Mutter sich einschnürte, im Zimmer links und rechts aufmerksam um, und erblickte überall Veränderungen. Das alte Wandkästchen war weg, wo sonst seine seelige Mutter ihr Spargeld und ihr Silberbeschlagnes Kommunionbuch gehabt hatte. Die grosse Hausbibel mit den messingenen Klausuren, die zwo Postillen und die alte Chronik stunden nicht mehr auf dem Brett über der Kammer-

thür;

thür; In der Ecke des Zimmers hinter dem Tisch hieng nicht mehr das alte hölzerne Kruzifix, das er oft mit frommer Andacht betrachtet hatte; Unter ihm hieng nicht mehr Doktor Luthers Bildnis und das Bildnis seiner lieben Käthe. Alles war jetzt niedlicher und zierlicher. Neue Schränke, neue Bänke waren statt der alten da. Statt des Kruzifixes und Doktor Luthers hiengen an der Wand herum Wachspousirte Bilder, die den Kaiser und die Kaiserinn, den König von Preussen und andre Könige und Fürsten vorstellen sollten. Das gefiel nun unserm Gottfried nicht, so niedlich es auch aussah. Zu meiner seeligen Mutter Zeiten, dacht er, wars doch besser. Ach, wenn nur die gute Frau noch lebte! — Vater! sagte er, indem seine Mutter aus der Stube gieng; In der Stube hier siehts ja ganz anders aus, als zu der seeligen Mutter Zeiten; Da gefiel mir alles noch weit besser. — Meynst du? sagte Meister Walther, halb betroffen und mit einem Seufzer; Freylich hat sich viel verändert. Hätt ich das vorher gesehen .... Doch, man soll nicht murren. Unser Herr Gott weiß, es gieng in vielen Stücken anders als ich wollte. — Die Mutter kam wieder, und schiens zu merken, daß sie etwas mit einander geredet hatten, was sie nicht wohl hören durfte. Fehlt es Ihm an etwas? fragte sie Gottfrieden. Ach nein, gar nicht, sagte dieser. Nun kam er drauf zu sprechen, wie es um das Handwerk stehe? Recht gut, versetzte die Mutter. Wir haben Ihm — oder Dir will ich sagen, wenn Er mirs nicht übel nimmt, eine

gute

gute Kundschaft aufbehalten. Es arbeiten zween Gesellen drunten in der Werkstätte; Denn ich habs dem Vater gleich nach unsrer Hochzeit gesagt, er soll sich mit der Arbeit nicht mehr abgeben; Er hat gnug geschafft in seinem Leben, und wir habens ja, Gottlob! so nöthig nicht. Er wollte sich zwar lange nicht dazu verstehen; Aber jetzt gewohnt er nach und nach die Ruhe; Gelt, Alter? — Hart genug, versetzte dieser; Sie aber klopfte ihn auf die Schulter, und ließ ihn nicht weiter reden. Auch das wollte Gottfrieden nicht gefallen, daß sein Vater gar nicht mehr arbeiten sollte; Er sahs ihm auch wohl an, daß es ihm auch nicht gefalle. — Gottfried wollte nun eben ausgehn, um ein paar Anverwandte, und vorzüglich seine Rosine zu besuchen, als ein paar alte Baasen kamen, um ihn zu bewillkommen. Er war ziemlich ärgerlich darüber, weil sie sehr geschwätzig waren, und ihn dadurch lang aufhielten. Endlich kam er doch los, und eilte zu Rosinen. Diese war in ihrem neuen Zimmerchen schon völlig eingezogen, hatte sich ganz angekleidet und saß am Tisch und strickte. Nun aber sah er erst recht, wie so abgezehrt und hager und todtenbleich sie aussah, und erschrack darüber. Auch erschröckte ihn ein Keuchhusten, der sie alle Augenblicke im Reden hinderte. Doch versicherte sie ihn, es sey jetzt recht gut. Vor etlich Wochen sey sie noch weit elender dran gewesen. Er soll ruhig seyn! Es könne schon noch besser werden. Gebs der liebe Gott! sagte Gottfried; Aber mir ist bånger als ichs sagen darf.

Nunmehr fragte ihn Rosine, wie sich seine Mutter gegen ihn betrage? Er lobte sie gar sehr, sie sey so gefällig gegen ihn; Er halte sie, bey allen Fehlern, die sie an sich haben möge, doch für eine gute Frau, mit der man wohl auskommen könne, und er hoffe ganz gewiß, er werde sie in Kurzem so weit bringen, daß sie wieder eine gute Freundinn von ihr werde. Gebs Gott! sagte Rosine, und wollte eben weiter reden; Aber sie hielt inne. Sie war viel zu gut gesinnt und zu gewissenhaft, als daß sie die gute Meynung, die ihr Gottfried von seiner Mutter hatte, ihm im geringsten hätte zu benehmen suchen, und den Hausfrieden stören wollen. Daher sagte sie auch von seiner Mutter mehr Gutes als Böses, und als sie ihm erzählen mußte, wie und warum sie aus seinem Hause weggekommen sey, verschwieg sie so viel als möglich alle schändliche und unbillige Begegnungen, die sie von seiner Mutter hatte erfahren müssen, und lud lieber einen Theil der Schuld auf sich selbst. Von seinem Vater sprach sie ohnedieß aufs beste, und bedaurte nur, daß er keine gute Meynung von ihr haben möge. Gottfried aber sagte, daß sein Vater ihr gewiß noch gut sey, und gegen ihre Verbindung, in die er ohnedieß ehmals schon gewilligt habe, gewiß nichts werde einzuwenden haben. Uebrigens, setzte er hinzu, es mag gehen wie es will, wir sind ein Paar; Wir habens uns vor Gott geschworen, und meine Mutter, habe sie Gott seelig! und Ihr Vater seelig warens ja zufrieden, wie's mein Vater auch

war. Wenn Sie nur recht bald gesund wird! Ich will täglich zu Gott darum bethen.

Er blieb noch eine halbe Stunde da, und erzählte ihr auf ihr Begehren, wie er in Wien inne gelegen und welche Todesangst er da ausgestanden habe. Rosine hörte ihm mit nassen Augen zu, fuhr oft bey seiner Erzählung zusammen, als ob die Gefahr noch gegenwärtig wäre, und am Ende der Erzählung rief sie aus: Gottlob, daß Er nun wieder bey mir ist! Drauf streckte sie mit heftiger Bewegung ihre Arme nach ihm aus, lehnte ihr Gesicht an seine Brust, und schluchzte so, daß sie nicht reden konnte.

Drauf nahm er seinen Abschied, und versprach, sie auf den Abend wieder heimzusuchen. Als er drunten in der Küche die Schneider Holzerinn sah, gieng er zu ihr hinein, und bath sie, sich doch ja recht sorgfältig seiner Rosine anzunehmen. Womit hat sie sich denn bisher durchgebracht? fragte er; Hat sie sich doch so viel verdienen können, daß sie Kost und Miethgeld bezahlen konnte? — Ehrlich hat sie mich bezahlt, das muß ich ihr nachsagen, versetzte die Schneiderinn; Aber oft giengs eben knapp genug her, und seit etlich Wochen her hat sie sich gar nichts mehr verdienen können. — Ist sie Ihr was schuldig? fragte Gottfried. — Neunzehn Groschen, war die Antwort. — O, die will ich gleich bezahlen, sagte Gottfried, und legte ihr das Geld auf den Heerd hin; Und nun bitt ich sie um alles willen, laß sie ihr doch nichts abgehen! Ich bezahl alles bey

Heller

Heller und Pfenning. Ich will schon recht arbeiten und mir Geld verdienen. — Die Schneiderinn war nun aus der Maassen freundlich, strich das Geld ein, und versprach ihm, für Rosinen wie für ihr eignes Kind zu sorgen.

Gottfried gieng nun noch zu ein paar Anverwandten, und dann wieder heim. Er packte noch vor dem Essen seinen Wandersbündel aus, und zeigte seinem Vater und seiner Mutter sein neues Kleid. Der leztern gefiel das besonders wohl; Denn es war ein schönes Kleid, und auf Kleider hielt die Meister Waltherinn alles. Sie versprach auch, ihm dazu noch eine scharlachene Weste machen zu lassen, und ihn mit lauter neuem Weißzeug zu versorgen. Auch gab sie ihm ein paar Gulden Geld, weil er, wie sie sagte, das wohl werde brauchen können, um sich als ein honetter Mensch aufzuführen. Durch diese und andre Gefälligkeiten, deren sie ihm hunderte erwieß, nahm sie ihn so ganz ein, daß er sie für die beste Frau hielt, und in wenig Tagen das uneingeschränkteste Zutrauen zu ihr trug. Nur wegen Rosinen hatte er noch nicht das Herz mit ihr zu sprechen. Er dachte immer, daß sie einmal selbst davon anfangen würde; Aber sie ließ sich nicht das geringste verlauten, ob sie gleich nothwendig wissen oder merken mußte, daß er alle Abende zu ihr hingehe. Er hätte gern mit seinem Vater drüber gesprochen; Aber er konnte auch nicht fünf Minuten allein mit ihm reden. Immer war die Mutter da, und schien mit aller Mühe zu verhindern zu suchen, daß sie nicht allein zusammen

wären. Doch beredete er sich, weil seine Mutter gar nichts sage, daß sie auch nichts dagegen habe.

Rosine schien in den ersten paar Tagen nach der Ankunft ihres Gottfrieds wieder neu aufzuleben. Sie bekam wieder etwas Farbe, ihre Augen bekamen mehr Glanz, sie ward munterer in ihrem Betragen. Nächstens hoffte sie, wieder ausgehen zu können, und versprach sich überhaupt von denen, nun anbrechenden warmen Frühlingstagen alles Gute und gewisse baldige Genesung. Gottfried war darüber ausser sich vor Freuden, gieng täglich mit Singen an seine Arbeit, und verrichtete diese mit der grösten Emsigkeit, um sich nur recht viel verdienen, und davon seiner Rosine etwas mittheilen zu können.

Zweytes Kapitel.

Nachricht von dem jungen Herrn Roth, bey dem Gottfried in Erlang geschmaußt hat.

Am nächsten Sonntag gieng Gottfried in die Kirche, und sah da den Pfarrer Roth, des Stadtschreibers Sohn, bey dem er in Erlang gewesen war, auf die Kanzel treten. Er hatte eine grosse Narbe im Gesicht, vermuthlich von der Schlacht in Erlang her, welcher Walther mit beygewohnt hatte. Uebrigens gab er sich ein sehr frommes, heiliges Ansehen, trug eine grosse dicke Wolkenperücke, und hieng den Kopf immer auf die rechte

war er, als Herr Roth zu reden an-
Die grobe, rauhe Stimme, die er in
ehabt hatte, war jetzt ganz zart und lis-
Er redete langsam, weinerlich, und ver-
bey die Augen wie weyland die Phari-
seufzte sehr über die verderbte Welt und
rnen Weltkinder, die ins Essen, Trin-
Wohlleben alles setzten, und sprach viel
tverläugnung. Gottfried konnte sich
h überreden, daß ihm alles, was er
nst sey, und gieng ohne Erbauung wie-
er Kirche. Auf dem Kirchhof draussen
n Pfarrer an, und gieng, als ein alter
, mit einer freundlichen Verbeugung auf
Roth aber that ganz fremd und unbe-
Das ist ja, meyn ich, der junge Wal-
te er, mit langsamer, lispelnder Stim-
gieng seines Wegs wieder weiter. Gott-
te seinen Ohren kaum, und blieb lange
inert stehen. Der geistliche Stolz des
errn kränkte ihn tief im Herzen.

m Mittagsessen erzählte er diese krän-
rächtliche Begegnung seinen Eltern, und
abey nicht die ehrerbietigsten Ausdrücke.
tter schlug dabey die Hände in einander
e. Gottfried! sagte sie, red doch nicht
sterlich von dem lieben frommen Herrn!
t diesen Morgen wieder eine so erquickli-
t gehalten. Mein Herz wurde recht

gestärkt dabey, und Du sprichst da so schlecht von ihm. Wenn ers wüßte, er käme nie mehr auf einen Abendbesuch zu mir, um mich zu erbauen. Der Vater gab ihr Recht, und sagte, er sey freylich nicht der alte Herr; Aber er könns werden. Gottfried schwieg also, wiewohl ungern still, und dachte, was er mochte.

Drittes Kapitel.

Bericht von einem Banket in Erlenburg.

Den Mittag drauf gieng Gottfried, weil das Wetter schön und heiter war, das erstemal mit seiner Rosine spatzieren. Sie war so abgezehrt, sah so blaß und eingefallen aus, und schlich so langsam daher, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben und einander fragten: Ist das Braunens Rosine? Sie sieht ja wie eine Leiche aus; Die wirds wohl nicht lang mehr treiben, und dergl. Gottfried gieng mit ihr vors Thor hinaus. Sie mußte sich aber oft vor Müdigkeit niedersetzen. Als sie an den Gottesacker kamen, fieng Rosine an zu weinen. Sieht Er? sagte sie, dort liegt seine seelige Mutter. Ich hab eine Rosenstaude auf das Grab gesetzt. Sie hat vergangnen Sommer schon eine Rose getragen. Wollen wir nicht zu dem Grab hin gehen? Die Gottesackerthüre ist offen. Gottfried gieng mit ihr ans Grab. Rosine zog ihr Schnupftuch heraus, und weinte heftig. Gottfrieden brach das Herz nun auch auf Einmal. O du gute Mutter! rief er aus, und

schlug die Hände in einander. Warum hab ich dich doch nicht mehr angetroffen? Ach, wenn du jetzt wieder kämest . . . ! Rosine, wir wollen sie in unserm ganzen Leben nie vergessen! Ach, sie hat so viel an mir gethan! Sie war so eine gute fromme Frau! Ach verzeyh mir Mutter, wenn ich dir in meinem Leben was zu leid gethan habe! War sie mir noch gut, Rosine, als sie starb? — O, sie hat Ihm tausend Glück gewünscht, sagte Rosine; Noch in ihren letzten Augenblicken; Hat mir noch die Hand gedrückt, als sie nicht mehr reden konnte. Ach, daß sie so bald starb! Aber sie ist nun beym lieben Gott; Ihr ist jetzt wohl. Wenn wir nur auch zu ihr kommen . . . !

So redeten Gottfried und Rosine noch eine Zeitlang mit einander auf dem Gottesacker, giengen dann ums Städtchen herum, und kehrten endlich langsam und wehmüthig wieder der Heymath zu.

Gottfried mußte bald darauf heim zu seinen Eltern gehen, weil seine Mutter ihm gesagt hatte, auf den Abend müßt er mit ihnen auf ein Glas Wein zum Adler. Er war anfangs besorgt, seine Mutter möchte schon gehört haben, daß er heut mit Rosinen spatzieren gegangen sey, und ihm drüber Vorwürfe machen; Aber sie ließ sich nicht das geringste verlauten, fragte ihn auch nicht, wo er gewesen sey, ob er gleich später kam, als er bestellt war. Als er kam, war seine Mutter schon im höchsten Staat; Er hingegen hatte nur seinal-

tes Kleid an. Sie sagte ihm aber, er soll sein neues Kleid anziehen, weil im Adler eine gar ansehnliche Gesellschaft seyn werde. Auch kam in dem Augenblick der Schneider mit der scharlachenen Weste, die sie ihm hatte machen lassen. Zugleich machte sie ihm noch mit einem schönen spanischen Rohr, mit einem silbernen Knopf, das sie noch von ihrem verstorbnen Mann hatte, ein Geschenk. So geputzt gieng er nun mit seinen Eltern nach dem Adler. Unterwegs rief seine Mutter bey ihrer Schwester, die an einen Tuchmacher verheyrathet war, an, um sie und ihren Mann und ihre Tochter, von welcher sie ihm schon ein paarmal beyläufig gesagt hatte, abzuholen. Diese waren auch schon angekleidet, und giengen gleich mit ihnen.

Als sie in den Adler kamen, waren schon eine Menge Bürgersleute mit ihren Frauen, Töchtern und Söhnen da; Denn sie hatten ein Leggeld mit einander zu verzehren. Gottfried erstaunte über den Kleiderstaat, in dem die meisten erschienen; Alles hatte man in den drittehalb Jahren, die er auf der Wanderschaft gewesen war, höher getrieben. Nur noch einige wenige ältliche Personen waren bey der alten, einfachen Tracht geblieben; Man schien sie aber auch deswegen weniger zu achten, ja beynah gering zu schätzen.

Er sah nun auch die Tuchmachers Tochter, mit der er hergekommen war, und die er in der Dämmerung nicht recht hatte betrachten können, genauer an, und fand an ihr ein sehr schönes, ar-

tiges, junges und dabey sehr lebhaftes und muntres Mädchen. Die Bürgersleute bewillkommten nun Gottfrieden nach der Reihe und wünschten ihm zu seiner Ankunft Glück. Man wartete noch auf die Ankunft des Stadtschreibers, der heut die Gesellschaft durch seine Gegenwart zu zieren versprochen hatte. Endlich kam er, und nachdem ihm jeder seinen tiefen Knix und Scharrfuß gemacht hatte, setzte man sich zu Tische. Gottfried mußte sich, auf Anordnung seiner Mutter, neben Annen — so hieß des Tuchmachers Tochter — setzen. Man aß nun, trank Gesundheiten, und war guter Dinge. Nach dem Essen kam eine Bande Musikanten, und hielt an, ob sie nicht aufspielen dürfen? Es hieß, sie müssen sich an den Herrn Stadtschreiber wenden. Anfangs machte dieser viele Schwierigkeiten; Weil er aber selbst gern tanzte und ein lustiger Bruder war, so gab er endlich dem Zudringen der Weiber und Mädchen, die sich alle um ihn herstellten, nach, und erlaubte, daß die Musikanten spielen dürften, zog auch selber gleich die Bürgermeisterin zum Tanz auf, und erregte dadurch die Eifersucht aller übrigen Weiber, besonders der Meister Waltherinn, die ein besondres Vorrecht auf seine Gunst zu haben glaubte. Doch, nach einer Viertelstunde kam nun dieses Glück auch an sie, und sie gieng an der Hand des Stadtschreibers mit vielem Gepränge auf den Tanzboden. Jetzt war Gottfried endlich einmal mit seinem Vater allein, und konnte hoffen, es auf eine kleine Viertelstunde lang zu bleiben; Denn in Erlenburg hatte sich das alte

Herkommen, Viertelstundenlange Menuete zu tanzen, noch in seinem ganzen Ansehn erhalten. Weil ihm der Wein ein wenig zu Kopf gestiegen war, so fieng er sogleich an, mit seinem Vater von Rosinen zu reden. Er fragte ihn gerad heraus: Ob er nun bald sein Meisterstück machen, und Rosinen heyrathen dürfe? Sein Vater, der auch schon ein paar Gläschen zu viel getrunken hatte, sagte ihm, wenns auf ihn ankäme, so könnt er Morgen gleich sein Meisterstück anfangen, und sich nächsten Sonntag in der Kirche aufbieten lassen; Denn er habe gar nichts gegen Rosinen; Blos um des Hausfriedens willen und aus Furcht vor seiner Frau hab er es geschehen lassen, daß sie aus dem Hause sey geschickt worden. Aber, setzte er mit leiserer und wehmüthiger Stimme hinzu; Lieber Gottfried, ich bin nicht mehr Herr im Hause; Deine Mutter hat mich völlig unter sich gebracht; und sie kann Rosinen durchaus nicht leiden; Wenn du mir mein bischen Leben nicht versauren willst, so bitt ich dich, gieb nach! Laß den Gedanken an Rosinen fahren! Sonst hab ich in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr. — Wie, Vater? rief Gottfried hastig; Ihr verlangt, ich soll meineydig werden? Habt Ihr nicht selbst in unsre Heyrath gewilligt? O, wenn die seelige Mutter wieder käme, und das hörte . . . ? Der gute Meister Walther fieng hier an zu weinen. Gottfried, sagte er, warum machst du mir das Herz so weich? Ach, ich kann ja nicht, wie ich will. Bedenk nur selber . . . ! Bst! machte Gottfried; Die Mutter kommt. Nun

schwie-

schwiegen sie, und Gottfried saß traurig da, bis ihm seine Mutter zuredete, brav Wein zu trinken, und ihn dann auch aufmunterte, Annen zum Tanz aufzuziehen.

Da der Wein den Leuten nach und nach zu Kopf stieg, da merkte Gottfried zu seinem Erstaunen, wie weit die Verderbnis bey seinen Landsleuten, und besonders bey dem jungen Manns- und Weibsvolk schon um sich gegriffen habe. Es waren etliche Bürgerssöhne da, die theils im letztern Krieg gedient hatten, theils noch im Dienst und jetzt auf Urlaub waren. Diese erlaubten sich alle mögliche Zoten, Unanständigkeiten und Frechheiten, und waren im höchsten Grad verwildert und verdorben. Was ihn aber noch mehr befremdete und schmerzte, war, daß die Mädchen an diesen Unanständigkeiten fast durchgängig Wohlgefallen fanden. Ihre Kleidung, ihre Gebehrden, ihr Tanz und ihre Reden waren gleich frech und unanständig. Sie lachten nicht nur zu den liederlichsten Zoten und Zweydeutigkeiten, sondern brachten deren selbst in Menge vor. Manche Weiber liessen sich ohne Scheu in Gegenwart ihrer Männer von andern küssen; Die Soldaten sangen schändliche Lieder, und die Mädchen, auch zum Theil die Weiber, sangen mit. Anne kam ihm noch am sittsamsten vor.

Viertes Kapitel.

Einfältige Gedanken eines alten ehrlichen Mannes über das neue Wesen in Erlenburg.

Indem Gottfried so da stand, und sich innerlich über das Verderben seiner Erlenburger betrübte, da sah er hinten in einer Ecke des Tanzsaals den Meister Braun, einen Bruder von dem Vater seiner Rosine, sitzen, und gieng zu ihm hin. Guten Abend, Vetter Braun! sagte er zu ihm, warum so einsam? — Ey, zum Henker! sagte dieser; Man sollte lieber in eine Einsiedeley ziehen, als sich da hinsetzen. Habt Ihr wohl gelebt, Vetter Gottfried? Wie gefällts Euch denn in unserm Nest? — — Ziemlich wohl, versetzte Gottfried. — Ey verzeyh Euch das Gott! sagte Meister Braun hastig; Oder seyd Ihr auch schon angefressen? Ich möchte mich zu todt ärgern über das Lumpenpack! Das ist ja ein Leben wie zu Sodom und Gomorrha! Hat man das in unserm Städtchen je erlebt? Alles ist in Grund des Bodens 'nein verdorben. Die Weiber schwänzen herum, als obs Gräfinnen wären. Ich glaube, keine kann mehr eine Wassersuppe kochen oder essen. Alles badet sich in dem Kaffee. Das ist nichts als Männerschweiß. Was ein armer Teufel die ganze Woche durch verdient, das jagt sein Weib in einer halben Woche die Kehle hinunter. Dem Kind in der Wiege gießt man statt der Muttermilch Kaffee ein. Dann soll

der Mann noch Kleider anschaffen, damit das Weib ihren Madensack damit zudecken kann. Die Mädels fangen an, zu huren und zu buben, eh sie noch bey Gottes Tisch gewesen sind. Jeder junge Rotzlaffe raucht Taback, und schleicht den Mädels nach, und die halten still, wie die Spatzen. Da seht nur die Kerls dort, mit den Federbüschen auf den Hüten! Die verderben vollends alles. Sie meynen, weil sie unsers Fürsten Kittel auf dem Leib tragen, seyen sie zu allem Unfug privilegirt. Das wird eine schöne Zucht werden, wenns so fort geht.

Denkt an mich, Vetter! Ich bin ein alter Kerl, und werds, so Gott will, nicht mehr erleben; Aber Ihr erlebts gewiß: Es wird eine Zeit kommen, da's in unserm Erlenburg nicht besser seyn wird, als zu Sodom und Gomorrha. Gottesfurcht und Christenthum wird ein Ding seyn, das man zu den alten Weibermährchen zählt. Treu und Glauben wird verlohren gehen. Buben werden über ihre Väter spotten, und Mädels über ihre Mütter. Auf der öffentlichen Gasse wird man huren, und die Eltern zusehen lassen. Neue Fündlingshäuser wird man bauen müssen, und die Bürgerschaft wird im Hospital beysammen wohnen. Die Kirche wird man zuschliessen, und dafür Wirths- und Hurenhäuser anlegen. Ein Groschen wird so viel gelten, als ein Thaler; Aber Groschen werden rarer seyn, als jetzt Dukaten. Ich mag nicht dran denken, Vetter; Aber Ihr werdets erleben, wenn nicht Feuer vom Himmel fällt

und das Nest verzehrt. Ach, unser lieber seeliger Herr Pfarrer hat das Ding wohl eingesehen. Er hats oft vorausgesagt, und sich mannhaft vor den Riß hinstellen wollen. Er hats in seiner letzten Predigt noch gesagt: Das Kaffeetrinken, sagt' er, und der andre Unfug wird Euch theuer gnug zu stehen kommen, und Euch noch in Sünd und Schand und tausend Elend stürzen. Ja, er hatte wohl Recht! Wenn er nur jetzt käme, und den Greuel alle mit ansähe! Aber was hats genutzt? Man ließ ihn reden, hatte Ohren, und nahms nicht zu Herzen. Ach, das Herz möcht einem brechen, wenn man dran denkt! Vetter, laßt Euch nur nicht auch mit in den Strudel hinein ziehen! Euer Vater ist schon auch nicht kauscher mehr. —

Dem ehrlichen Manne stunden, als er so eiferte, Thränen in den Augen. — Aber, sagte Gottfried, kann denn unser Pfarrer nichts mehr hintertreiben? — Was? rief Braun; Wie soll man Den hören? Ich mag gar nicht davon reden. Aber unser jetziger Pfarrer — Gott verzeyh ihms! — macht noch übel ärger. Man weiß, wie er ehedem gelebt hat, hier und in der Fremde draussen; Und nun geht er herum und hängt den Kopf, als ob das die Sache schon ausmachte, und setzt nie einen Fuß auf die Kanzel, daß er nicht vom Vater unser an bis zum Amen in Einem Athem fort schimpft und lärmt. Da wird man denn das Ding gewohnt, und macht sich weniger draus als nichts. Man nennt ihn eben jetzt den Polterer, und lacht ihn aus. Vor

dem alten Herrn hatte man doch noch Respekt; Aber davon weiß man jetzt nichts mehr. Und dann ist der jetzige noch dazu mit ein paar Weibern in Bekanntschaft, die ihn vollends um allen Respekt bringt. — Gnug, Vetter! Ich sags Euch, mit unserm Erlenburg ists aus; Und wenns Euch noch um Euer Glück und Heil zu thun ist, so folgt meiner Warnung und macht das Sündenleben nicht auch mit! Ich bitt Euch als ein guter Freund.

Es kam jemand dazu, und Braun schwieg. Gottfried setzte sich in einen Winkel, und war traurig, theils über Meister Brauns nur allzuwahre und gerechte Klagen, theils und noch mehr über das, was ihm sein Vater wegen Rosinens gesagt hatte. Also sollt ich meine Rosine wieder aufgeben? dacht er. Und warum? Weil meine Mutter sie nicht leiden kann, und mein Vater sich von ihr hat einnehmen lassen? Und da sollt ich nun meineydig werden? Nein! Bey Gott, das kann ich nicht. Sie ist ein gutes, braves, frommes Mädchen. Kein Mensch kann ihr etwas nachsagen. Ich hab ihr die Ehe vor Gott versprochen, und mein Vater war dabey, und meine Mutter, und Rosinens Vater; Und sie warens allerseits zufrieden. Es würd ihr das Leben kosten, wenn ich eydbrüchig würde; Und ich könnte nicht mehr froh zum Himmel aufsehn. Nein, ich kann und darfs und wills nicht thun! Lieber will ich Hunger leiden, als ein schlechter Kerl werden! Lieber mögen meine Eltern mich enterben und verstossen!

So dachte Gottfried, und gieng in die Stube, um stillschweigend seiner Rosine Gesundheit zu trinken. Er thats, und befestigte sich so noch mehr in seinem gefaßten Entschlusse. Seine Mutter kam nun auch herein, und war vom Wein ziemlich lustig und erhitzt. Wie, Gottfried! sagte sie, und nahm ein Glas; Warum so traurig? Lustig! Heute muß man lustig seyn! Komm, stoß an! Es lebe deine Braut! — Gottfried wachte wie aus einem Traum auf, und grief nach seinem Glase. Ja, es lebe Rosine! sagte er. Rosine? versetzte seine Mutter, und lachte laut und unbåndig. Warum nicht gar Rosine? Die wird dir doch nicht mehr im Kopf stecken? Ich hab etwas ganz andres für dich ausgesucht. Anna heißt sie; Und nun stieß sie an sein Glas an, daß der Wein oben heraussprützte. — Gottfried stand wie versteinert da. Mutter! sagte er wehmüthig. — Ey, versetzte sie; Ich mag heut nicht zanken. Du wirst dich schon noch besinnen. Und nun sprang sie weg, und zog einen jungen Bürgerssohn zum Tanz auf. Wie Gottfrieden auf diese Unterredung zu Muth gewesen seyn mag, kann sich der geneigte Leser selbst vorstellen. Es schmeckte ihm kein Essen und kein Trinken mehr. Er wich seiner Mutter aus, um nicht noch einmal mit ihr in ein Gespråch, wie das vorige gewesen war, zu kommen; Auch kamen ihm jetzt Annens freundliche Blicke und Gespråche sehr bedenklich und verdåchtig vor. Wie froh ward er, als sein Vater endlich schlåfrig wurde, und ihm sagte, sie wollten heimgehen! Er fürchtete im-

mer noch, seine Mutter, die vom Wein nun ganz benebelt war, möchte unterwegs noch einmal auf Rosinen zu sprechen kommen. Sie sagte aber nichts von ihr, und brachte allerley närrisches, zum Theil sehr unanständiges Zeug vor. Er wünschte seinen Eltern sogleich eine gute Nacht, und legte sich zu Bette.

Er war so müd und schläfrig, daß er, seiner Unruhe ungeachtet, auf der Stelle einschlief. Allein desto trauriger und niedergeschlagener war er des Morgens drauf, nach dem Erwachen. Da fiel ihm das, was gestern vorgefallen war, wie ein Stein aufs Herz. Er sah Berge von tausend Schwierigkeiten vor sich, die er den Abend vorher nicht bemerkt hatte. Endlich wendete er sich im Gebeth an Gott, empfahl Ihm seine Sache und bath Ihn, sich doch seiner und der unschuldigen Rosine anzunehmen und das Herz seiner Eltern auf andre Gedanken zu lenken. So ward ihm endlich nach und nach wieder leichter ums Herz, und er gieng in Gottes Namen an seine Arbeit. Sein Vater und seine Mutter thaten, als er ihnen einen guten Morgen wünschte, und auch nachher beym Essen ganz freundlich gegen ihn, und sprachen von lauter gleichgültigen Dingen.

Fünftes

Fünftes Kapitel.

Worinn etwas vom Scharfrichter und vom Doktor vorkommt.

Am Mittag drauf gieng Gottfried, theils weils sogenannter blauer Montag war, theils weil er einen schweren Kopf hatte, und sich zur Arbeit gar nicht aufgelegt fand, frühzeitig zu seiner Rosine. Seine Mutter sagte ihm beym Weggehen, er soll auf den Abend bey Zeiten wieder heimkommen, weil sie einen Gast beym Abendessen haben werde. Das letztere jagte ihm allerley Grillen in den Kopf. Er grübelte hin und her, wer der Gast wohl seyn möge, und glaubte endlich, es könne niemand anders seyn als die Anna Meyerinn, des Tuchmachers Tochter, und seine Mutter woll ihm neue Schlingen legen. Er gieng also voller Unruhe und Besorgnis zu Rosinen. Diese sah jetzt frischer und muntrer aus, als er sie noch nie gesehen hatte, und antwortete ihm, als er fragte, wie ihr der gestrige Spatziergang zugeschlagen habe? es hab ihr ausnehmend gut getaugt; Die frische Luft habe sie munter und stark gemacht, und sie hoffe, wenn sie öfters so ins Freye komme, bald wieder ganz gesund zu seyn. Gottfried freute sich über diese gute Nachricht; Aber ganz konnte er doch den Kummer, der sein Herz drückte, nicht verbannen, und ihn auch nicht völlig verbergen. Rosine, die ihren Gottfried genau kannte, und es ihm sogleich ansah, wenn ihm etwas im Kopf herum gieng, merkte dieß auch

bald, und fragte ihn mit sorgsamer Bekümmernis, was ihm fehle? — Nichts, antwortete er; Gar nichts; Der Kopf ist mir nur noch von dem gestrigen Essen und Trinken etwas dumm. Rosine merkte, daß dieß nur eine Ausflucht und ein leeres Vorgeben sey, und drang noch mehr in ihn, ihr zu sagen, was ihm fehle? Je mehr er läugnete, und versicherte, daß er ganz vergnügt und ruhig sey, desto argwöhnischer und bekümmerter wurde sie. Endlich sagte sie, mit bewegter und gebrochner Stimme: Jetzt hab ichs errathen. Nicht wahr, Seine Mutter und Sein Vater haben gestern mit Ihm von mir geredet, und Ihm von mir abgerathen? Sag Ers nur! Ich seh Ihms an, daß ichs getroffen habe. Nicht wahr, lieber Gottfried? Er wurde gerührt; Sein Gesicht ward roth; In sein Auge schossen Thränen; Er nahm sie bey der Hand; Ja, Rosine, sagte er, Sie hats errathen. Aber, o ich bitte Sie; Sey Sie deswegen unbekümmert! Ich will Ihr alles sagen. — Nun erzählte er ihr aufrichtig, was sein Vater und seine Mutter mit ihm von ihr gesprochen hatten. — Rosinen stunden dabey die Thränen in den Augen; Sie fiel ihm, als er ausgeredet hatte, um den Hals. Ach Gottfried! sagte sie; Ich sehe wohl! Ich soll ihn nicht haben. Nun, wie der liebe Gott will! Ich will mich in alles schicken. — Rosine! rief Gottfried; Was fällt Ihr auf Einmal ein? Das sind Grillen. Sie ist mein, und bleibt mein! — Grillen, meynt Er, lieber Gottfried? Nein. Gott weiß, es ist mir Ernst, vollkommen Ernst. Ich

muß

muß, ach, ich muß Ihn aufgeben. Es giebt ja doch nichts als Zank und Streit in Seinem Hause, und Sein guter Vater leidet drunter, und Er auch. Er hätte Sein Lebelang keine ruhige Stunde mehr. Es ist besser, ich allein leide drunter; Ich bin ja das Leiden schon gewohnt. Hier, lieber Gottfried, hat Er Seinen Ring wieder, und Sein Wort auch. Gott laß es Ihm recht wohl gehen! Ich will sterben. Es wird doch nicht lang mehr dauren. Hier, nehm er den Ring! —— Gottfried stieß ihre Hand mit dem Ring zurück. Er wurde heftig, weinte, und fieng an sie zu beschuldigen, sie lieb ihn nicht mehr; Es sey ihr damit selbst angeholfen, und dergl. Rosine hatte Mühe, ihn zu überreden, daß sie ihn noch so sehr liebe, als jemals. Er wollte lang ihren Versicherungen nicht glauben. So entstand der zärtlichste Wettstreit unter ihnen beyden, bis Rosine Gottfrieden endlich versprach, sie wolle sein seyn, es möge gehen, wie es wolle. —— Wenn Sie nur bald vollends ganz gesund wird! setzte Gottfried hinzu. — Wir wollens hoffen, sagte Rosine. Der einzige Spatziergang gestern ist mir besser bekommen, als alle die Mixturgläser, die ich bisher hab ausleeren müssen. Auf die bin ich fast allemal kränker geworden, als ich vorher war. — Ich hab Ihr auch immer schon gesagt, fiel Gottfried ein, sie soll von dem Scharfrichter nichts mehr nehmen, und den Doktor fragen; Er ist ja oft hier, und ein gar guter und geschickter Herr; Ich wills ja recht herzlich gern bezahlen. — Ach Gottfried, Er thut gar zu

viel

viel an mir, versetzte Rosine; Ich kanns Ihm in meinem Leben nicht vergelten. — Sieh, da geht der Doktor! rief Gottfried drauf, als er am Fenster stand, und sprang hastig aus der Stube, und die Treppen hinunter, und kam gleich darauf wieder mit dem Doktor von Altenstetten aufs Zimmer. Dieser Doktor war ein freundlicher, leutseeliger Mann, und die Rechtschaffenheit selber. Er fragte Rosinen aus und lockte ihr so durch allerley Fragen die ganze Geschichte von ihrer Krankheit ab. Drauf ließ er sich ein Arzneyglas von dem Scharfrichter zeigen, besah es, schüttelte die Mixtur durcheinander, und nahm einige Tropfen davon auf die Zunge. Drauf schüttelte er den Kopf, sah mit einem mitleidigen Blick zum Himmel und dann wieder auf Rosinen. Herr Gott! sagte er; Und das hat Sie bisher eingenommen? Dank Sies Gott, und der guten Natur, die Er Ihr gegeben hat, daß Sie nicht schon lang im Grab liegt! Das ist ja Arzeney für Pferde, und nicht für Menschen. Ich möchts wahrlich meinem Schimmel nicht eingiessen. Ihr guten Leute! fuhr er mit einem edeln Eifer fort; Wie mögt Ihr Euch doch so schändlich erst ums Geld und dann ums Leben bringen lassen? Wie könnt Ihr so thöricht und einfältig seyn, Eure Gesundheit, das Einzige und Beste, was Ihr gewöhnlich auf der Welt habt, einem Mann anzuvertrauen, der meinetwegen ein guter Scharfrichter seyn mag, aber vom menschlichen Körper so wenig versteht, als ich vom Kopfabhauen? Man möchte Blut wei-

weinen, wenn man sieht, daß Ihr selbst so Eure ärgsten Feinde seyd. Hätte man mich vor einem Vierteljahr zu Rath gezogen, ich hätte Sie mit Gottes Hülfe in vierzehn Tagen wieder hergestellt. Erst der Pferdetrank hat Ihre gute Natur so geschwächt, daß sie nun wie ein Gerippe aussieht. Da erspart Ihr, wie Ihr meynt, einige Kreutzer, und legt Euch dafür Vierteljahre lang aufs Bett hin, versäumt Eure Arbeit, und tragt am Ende die Auszehrung davon. Da ist wahrlich viel gewonnen! Da, guter Freund, trag Er das Glas auf den Abtritt, damit sich kein armes Thier die Schwindsucht dran trinkt. Und bring Er Dinte, Feder und Papier mit; So will ich Ihr etwas verschreiben, das Sie wieder stärkt. Wenn Sies ordentlich einnimmt, und sich nach meiner Vorschrift dabey richtet, so wird Sie mit Gottes Hülfe bald gesund seyn und nicht mehr so leiden dürfen.

Der rechtschaffne Arzt verschrieb nun, als Gottfried Schreibzeug brachte, Rosinen ein Rezept von wenigen einfachen Mitteln, die in der Apotheke zusammen nicht mehr als acht Groschen kosteten, und schrieb ihr dabey einige Lebens- und Verhaltungsregeln vor. Da er weggieng, fragte Gottfried nach seiner Schuld. Seyd mir davon stille! sagte der Doktor; Ich verlange keinen Heller; Ihr möchtet sonst glauben, ich habe nur aus Eigennutz gegen den Scharfrichter gesprochen. Es ist mir wahrlich! mehr um das Leben eines Menschen

schen, als um elende acht Groschen zu thun; Das dürft Ihr mir als einem ehrlichen Mann glauben. Wenn ichs nöthig hätte, würd ich etwas fordern. Wenn Sie nur recht bald gesund wird, dann wird mir der liebe Gott meinen Lohn schon geben. Adjeu! In drey Tagen komm ich wieder und seh, wie es mit Ihr steht. Mit diesen Worten eilte der rechtschaffne Mann die Treppe hinunter, und ließ dem erstaunten und gerührten Paar nicht einmal Zeit, ihm seinen Dank abzustatten. Gottfried, der ihm nachgeeilt war, stand noch unter der Hausthüre, und sah ihm mit einem Auge voll Thränen und Dank nach. Drauf eilte er wieder auf Rosinens Stube. Sie saß auf ihrem Bette; Ihr Auge stand voll Wasser. Gottfried! rief sie, und streckte die Arme nach ihm aus; O, das ist ein Mann! — Ein Engel ists! rief Gottfried, den der liebe Gott uns zugeschickt hat! O Rosine! Daß wir doch nicht eher zu ihm unsre Zuflucht nahmen! Nun geb Sie mir das Rezept her! Ich will eilends in die Apotheke und die Arzney dort holen. — Er nahm das Rezept, und flog damit in die Apotheke. Rosine saß indeß auf ihrem Bette, weinte Thränen des Danks, hub ihre Hände in die Höhe, und bath Gott, den Doktor und die Seinigen für seine Liebe zu seegnen! Nach einer kleinen Viertelstunde kam Gottfried wieder mit einem Arzneygläschen, ließ funfzig Tropfen in einen Löffel laufen, gab sie seiner Rosine ein, und sagte: Gott seegn' es Ihr! Rosine sagte auch bald darauf, sie spüre, daß ihr

schon etwas besser sey. — Nun mußte Gottfried heim; Denn es war schon eine gute halbe Stunde über die, ihm von seiner Mutter bestimmte Zeit verflossen.

Sechstes Kapitel.

Wie der Pfarrer Roth zum Abendessen kommt, und sich zum Kuppler brauchen läßt.

Als Gottfried heim kam, saß der Pfarrer Roth bey seinem Vater und seiner Mutter, und der ganze Tisch war mit Wein, Kuchen, und anderm Backwerk überladen. Kommst Du einmal? sagte die Mutter. Ich warte schon über eine halbe Stunde. Setz dich her, und iß und trink! Der Pfarrer that jetzt freundlicher und bekannter, als letzthin auf dem Kirchhof, und ließ sich Essen und Trinken treflich wohl schmecken. Er fragte ihn, wo er unterdessen herum gereißt sey? sprach auch von Erlang, aber kein Wort von dem damaligen wilden Leben.

Nach einer kleinen Stunde ward der Tisch zum Abendessen gedeckt, und die Frau Pfarrerinn, die indessen noch auf einem andern Besuch gewesen war, kam auch mit ihrer Magd und einem kleinen Kind. Die Pfarrerinn war eines Superintendenten Tochter aus der Residenz, ein häßliches Geschöpf, das wenigstens schon zehen Jahre vor ihrem Mann voraushatte. Sie war ein schnippisches,

sches, geziertes, affektirtes Ding, und hatte völlig den Ton, den die vornehmen Leute am Hof haben, angenommen. Auf den alten Walther und seine Frau und Gottfrieden sah sie sehr von der Höhe herab, und sprach immer nur durch "man" — Man ist, man hat, u. s. w. Sie erzählte auch beständig, wie es in der Residenz aussehe, und verachtete Erlenburg und alle Leute drinn auf die beleidigendste Art. Ihr Mann ließ sie reden, schien sich überhaupt wenig aus ihr zu machen, und hielt sich desto mehr an sein Weinglas. Die Magd mußte sich mit dem kleinen Kind auf der Schooß auch mit an den Tisch her setzen, und schien, bey dem Pfarrer mehr zu gelten als seine Frau. Auch kam, während dem Essen, noch ein andres Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, das die Pfarrerinn für ihre Baase ausgab. In ganz Erlenburg aber sagte man ganz ungescheut, das Kind gehe sie noch ein wenig näher an, und eben dieses Umstands wegen habe der Pfarrer Roth, der sonst wohl an keine Superintendententochter hätte denken dürfen, sie zur Frau bekommen. Das Kind nahm sich auch so viele Freyheiten heraus, als es wohl als eine blosse Baase kaum hätte thun dürfen.

Der scheinheilige Pfarrer ward indeß beym Essen immer aufgeräumter, und vergaß sich oft so sehr, daß Gottfried nicht selten nur zu deutlich das, was unter dem Mantel der Scheinheiligkeit, in den er sich eingehüllt hatte, verborgen war,

nehmlich den Wolf in Schaafskleidern, entdeckte. Seine Mutter aber merkte davon nichts, oder wollte wenigstens nichts davon merken, und fieng seine Reden auf, wie die Reden eines Heiligen. Dafür nannte er sie auch wieder zur Erkenntlichkeit eine heilige und fromme Frau, das frömmste Schaaf in seiner Heerde, und schalt auf alle die Personen, wider die sie etwas hatte; Und deren waren gewiß nicht wenige. Meister Walthern gefiel das, und er trank alle Augenblicke die Gesundheit des Pfarrers.

Da man endlich gnug gegessen hatte und ein wenig aufstund, um die Verdauung zu befördern, da that der Pfarrer Roth seiner Frau den Vorschlag, ob sie nicht mit den beyden Kindern und der Magd heimgehen wolle? Er habe noch verschiedenes mit Meister Walthern besonders zu reden. Seine Frau verstund sich gern dazu, und gieng. Kaum war sie fort, so setzte man sich wieder, und Roth fieng aufs neue an, so tüchtig zu trinken, daß er kaum mehr recht reden konnte. Die Meister Waltherinn kam darüber ziemlich in Verlegenheit; Denn sie hatte, wie man aus dem Folgenden gleich sehen wird, noch wichtige Dinge durch ihn auszuführen im Sinne. Daß wir nicht vergessen, Meister Waltherinn, fieng er endlich stammelnd an, warum wir hier sind, so muß ich Ihn, Gottfried! erstlich fragen, ob er noch immer an Rosinen hängt? — Warum sollt ich nicht, Herr Pfarrer? antwortete Gottfried; Sie

Sie ist ja ein braves, christliches Mädchen, und . . . . Was? schrie der Pfarrer, mit seiner ehemaligen Erlanger Baßstimme; Ein christliches Mädchen ist sie? Das ist erlogen, Gottfried! Ein liederliches Mensch, eine Hure ist sie! Nicht wahr, liebe Frau Waltherinn? Ist sie keine Hure? — Verzeyhen Sie, Ihr Wohlehrwürden, versetzte diese feuerroth und mit sichtbarer Verlegenheit; Eine Hure . . . . ? Nein, das hab ich nie gesagt; Das kann ich ihr nicht Schuld geben. Aber, Sie wissen ja; Eine grosse Sünderinn ist sie, hat sich selber was zu Leid thun wollen. — Ja, ja! schrie der Pfarrer, mit noch rauherer Baßstimme; Es ist wahr; Eine Selbstmörderinn ist sie; Das hat Sie mir gesagt, Frau Waltherinn! Eine Selbstmörderinn! Und, hör Er, Gottfried! Das ist eine grosse Sünde, ein Selbstmord; Und wer den begeht, der ist ein Kind der Hölle, und kann nun und nimmermehr seelig werden. Ein Höllenbrand ist Rosine. Hört Ers? Eine Selbstmörderinn! — Aber, Herr Pfarrer! sagte Gottfried; Rosine lebt ja noch; Wie kann sie denn eine Selbstmörderinn seyn? — Ja . . . . Wart Er . . . . ! Das will ich Ihm bald sagen, versetzte Roth, und rieb sich die Stirne, und schob die Perücke bald auf diese bald auf jene Seite. Das ist freylich so ein Casus . . . ! Hab ich doch gehört, sie sey eine Selbstmörderinn. Nicht wahr, Meister Waltherinn? — Ey freylich! versetzte diese. Gottfried, du bist auch ein rechter Flegel, daß

du Seiner Wohlehrwürden solche Fragen vorlegst. Umgebracht hat sich Rosine freylich nicht; Aber thun hat sies wollen. Schlossers Marie hat sie ja am Wasser draussen angetroffen; Da gieng sie ganz verstört auf und ab, und da haben wir sie drauf aus dem Haus gethan, damit nicht Gottes Strafgericht über uns auch komme. — Oh, nun, das ist gnug, rief Pfarrer Roth; Also sich umbringen hat sie wollen; Und wenn einer etwas will, das ist so viel, als hätt ers schon gethan. — Nein, Gottfried! Da kann Er sie in meinem Leben nicht heyrathen. Einer solchen könnt ich meinen priesterlichen Seegen niemals geben. Er wär eben so verflucht, wie sie, wenn Er sie heyrathen wollte. Nehm Er nur Meyers Anne! das ist ein andres Mädel. Meiner Seel, ich nähme sie selber, wenn ich nicht schon meine Schwarze hätte. —

So sprach er noch lang in seiner Trunkenheit, die immer zunahm, fort, und setzte dadurch die Meister Waltherinn in die äusserste Verlegenheit. Sie hatte nehmlich den Pfarrer in der Absicht zu sich gebethen, daß er Gottfrieden durch theologische Gründe, wie mans nennt, von Rosinen abzubringen und ihm das Herz zu rühren suchen sollte. Nun aber brachte er nichts als ungeschicktes Zeug vor, und zeigte sich so ganz in seiner Blösse, daß Gottfried nur noch mehr darinn bestärkt werden mußte, auf seinem Vorsatz zu beharren. Zwar brachte sie alles mögliche gegen

gen Rosinen vor, und dichtete ihr allerley schändliche Handlungen an. Gottfried aber sagte: er könne seinen Eyd und sein Wort nicht brechen, und sein Vater könne das auch nicht. Dieser war unter allen vieren bey weitem in der grösten Verlegenheit. Er wollte es mit keinem Theil verderben, und beyden Parthieen Recht geben, und das war doch schlechterdings nicht möglich. Ein paarmal ließ er sich den Wunsch entwischen, seine Frau möcht ihren Groll auf Rosinen fahren lassen! Da bekam er aber ein paar so grimmige Blicke von ihr, daß er zurück fuhr und schwieg. Nur zuweilen nahm er mit einem leisen Seufzer sein Gläschen, und leerte es mit dem stillen Wunsch aus, daß doch bald ein völliger Friede in seinem Haus zu Stande kommen möchte!

Endlich nahm der Pfarrer zu seiner grösten Freude sein Glas in die Hand, und brachte die Gesundheit aus: Auf Fried und Einigkeit, und daß wir heute nicht mehr zanken wollen! Die Meister Waltherinn mußte, obwohl wider ihren Willen, die Gesundheit auch mit trinken. Jetzt, sagte drauf der Pfarrer, wollen wir das Weintrinken beschliessen, und noch unser Schlafpfeifchen in Ruhe rauchen. Das wars nun eben, was Meister Walther lange schon gewünscht hatte. Er brachte hurtig eine lange köllnische Pfeife und guten Dreykönigstabak; Und nun fieng man an zu schmauchen, und die Meister Waltherinn mußte Kaffee dazu machen.

Das dauerte noch so bis nach Mitternacht; Und nun stand der Pfarrer endlich auf. Er schwankte aber so von einer Seite auf die andre, daß ihn Gottfried beym Arm nehmen, und nach Haus führen mußte. Unterwegs machte ihn der Wein noch so vertraulich, daß er Gottfrieden bath, er möchte niemanden nichts von Erlang erzählen, und ihm auch gestand, er nehm es ihm nicht übel, daß er nicht von seiner Rosine abstehen wolle; Ja, er versprach ihm sogar, seiner Mutter selber zuzureden, daß sie ihre Einwilligung in seine Heyrath gebe. Gottfried dankte ihm für sein Versprechen, zweifelte aber daran, ob er sein Wort auch halten werde? Doch gieng er ganz vergnügt zu Bette, weil es noch weit besser abgelaufen war, als er von Anfang sich vermuthet hatte.

Siebentes Kapitel.

Wie Gottfrieds Stiefmutter seiner Verheyrathung mit der frommen Rosine allerley in den Weg legen will.

Den Tag darauf sagte Gottfrieds Mutter kein Wort von dem gestrigen Vorfall; Nur sagte sie, als Gottfried von weitem darauf anspielte, daß der Pfarrer so benebelt gewesen sey: Ach, der gute Herr! Er kann auch gar keinen Wein vertragen! Es geht ihm fast immer so, wenn er zu Gelegenheiten kommt.

Gottfried

Gottfried traf am Abend drauf seine Rosine durch die Arzneyen des Doktors schon so sehr gestärkt an, daß er sich nicht genug darüber verwundern und Gott nicht genug dafür danken konnte. Er erzählte ihr, was zwischen seiner Mutter und dem Pfarrer und ihm vorgefallen war, und bath sie, weil sie unruhig darüber werden wollte, vollkommen ruhig zu seyn; Er werde sich durch nichts auf der Welt von ihr abwendig machen lassen. Sie sagte ihm, es sey wahr, sie sey mit sehr schwermüthigen Gedanken umgegangen, als sie die Nachricht von seiner Gefangenschaft in Wien und seiner vorgeblichen Enthauptung gehört habe. Allein sie habe Gott schon tausendmal deßwegen um Vergebung gebethen, und hoffe, daß es ihr verziehen sey, weil sie damals gar nicht bey sich selbst gewesen sey, und nicht gewußt habe, was sie thue.

Noch dieselbe Woche gieng einmal Gottfrieds Mutter auf einen Besuch zu der Bürgermeisterinn; Und nun war er mit seinem Vater allein. Er ergrief diese Gelegenheit, ihm aufs neue wegen seiner Verbindung mit Rosinen Vorstellungen zu machen. Der Vater war in solcher Verlegenheit, daß er sich gar nicht zu helfen wußte. Wider Rosinen konnte er nichts Gegründetes vorbringen, und es eben so wenig leugnen, daß er selber seine Einwilligung zu der Verheyrathung mit ihr gegeben habe. Aber, sagte er, lieber Gottfried! Du siehst jetzt nun selbst, wie ich mit deiner Mutter

ter stehe, wie ich thun muß was sie haben will, und was ich von ihr werde auszustehen haben, wenn du dich von deinem Vorsatz nicht abbringen lässest. Ach, wenns dir um meine Ruhe und den lieben Hausfrieden zu thun ist, so besinn dich anders! —— Vater! sagte Gottfried sehr gerührt; Ihr dauert mich, das weiß Gott, im Grund des Herzens. Könnt ich Euch auf irgend eine Weise helfen, o wie gerne wollt ichs thun! Aber sagt mir selber, kann ichs? Darf man einem Menschen, ja selbst seinem Vater zu Gefallen, eine Sünde begehen? Darf man sein Versprechen einem Menschen zu Gefallen brechen? Ihr habt mich immer gelehrt, ein ehrlicher Mann müsse sein Wort halten. Soll ich denn kein ehrlicher Mann bleiben? Könnt Ihr das von mir verlangen? Euch verschafft' ich Ruhe, und Rosinen stürzte ich dadurch ins gröste Elend, und ich selbst hätte einen Wurm, der mir unaufhörlich fort im Herzen nagte. Wie wolltet Ihrs, wie wollt ich es dereinst am jüngsten Tag vor Gott verantworten? Vater, habt ein Einsehen mit mir! Ich kann, bey Gott! nicht anders. — Gottfried! sagte der Vater weinend; Halt inn! Du hast recht. Ich muß mich schämen, daß ich dir so etwas zumuthen wollte. Thu in Gottes Namen, was dich dein Gewissen thun heißt! Ich will gern darunter leiden; Ich habs wohl verschuldet. Ach Gottfried, nimm ein Beyspiel an mir! Laß dich nie von einem Weib beherrschen! Gott will, daß der Mann des Weibes Haupt und Herr sey;

Und

Und ich habe mein Recht vergeben, und muß nun darunter leiden. Ach, was war meine seelige Marie für ein Weib! Und ich alter Narr nahm eine andre, und muß nun thun, was Sie haben will! Gott segne dich und deine Rosine! Und verzeyh mir, daß ich meinen Seegen dir nur in der Stille geben kann! Aber Gott hörts, was ich dir und ihr im Stillen wünsche.

So sprach der alte, obgleich schwache, doch immer ehrliche Meister Walther, und weinte. Gottfried weinte auch, nahm ihn bey der Hand, drückte sie und sagte: Ihr verzeyht mir also, und gebt mir im Stillen Euren Seegen? Gott vergelts Euch! Ich will Eurem treuen Rathe folgen. Aber Rosine wird nie Herr im Hause seyn wollen. Sie weiß zu gut, was der liebe Gott verordnet hat. —

Mit Rosinen besserte sichs nun wieder von Tag zu Tag, und nachdem der rechtschaffne Doktor sie noch einigemal besucht hatte, so erklärte er ihr, sie brauchte nun weiter keine Arzneyen mehr, und sollte nur eine gute Lebensordnung oder Diät halten, und fein fleißig in die frische Luft gehen. Sie that das auch, und Gottfried gieng nun allemal mit ihr an Sonn- und Feyertagen vor das Thor. Sie bekam nun ihre frische, rothe Farbe wieder; Die verlohrnen Kräfte stellten sich allmählich wieder ein, und in Kurzem war sie wieder beynah so gesund und frisch wie vorher.

Während

Während dieser Zeit that Gottfrieds Mutter nichts, als daß sie zuweilen auf Rosinen, und besonders auf ihre Armuth ansichelte, und ihr allerley Böses nachsagte. Sie hoffte immer, weil Gottfried noch nie ausdrücklich davon, daß er sie heyrathen wolle, etwas gesagt hatte, so werde sie ihn durch diesen oder jenen Kunstgriff endlich noch von ihr abwendig machen. Hauptsächlich aber hielt sie sich deßwegen so ruhig, weil sie der Hofnung lebte, Rosine zehre aus, und werd es nicht lang mehr treiben, und dann, dachte sie, hebe sich die Heyrath ohnedieß von selbst auf. Es hatten sie verschiedne Leute einigemal mit dem Scharfrichter reden sehen; Und da ists leicht möglich, daß dieser sie in der Hoffnung bestärkt hat, Rosine habe die Schwindsucht und sterbe bald, welches auch wohl geschehen seyn würde, wenn sie sein gebranntes Wasser noch länger fort gebraucht hätte. Auch schöpfte die Meister Waltherinn noch immer daraus gute Hofnung, weil Gottfried des Tuchmacher Meyers Annen immer sehr höflich begegnete, wenn sie ins Haus kam. Sie dachte nicht, daß dieß ohnabsichtlich geschehe, und daß Gottfried solch ein höfliches Betragen in der Fremde gelernt und sich zu eigen gemacht habe, und bemerkte nicht, daß er das gegen alle Personen ohne Unterschied beobachtete.

Nun aber, da sie von mehr als Einer Seite her hörte, daß ihr Sohn nicht nur täglich bey Rosinen einkehre, und mehrmals mit ihr öffentlich

lich spatzieren gehe, sondern auch, daß sie sich völlig wieder erholt habe und beynahe ganz gesund sey, ward sie auf Einmal voller Besorgnisse, und sann auf nichts als auf Mittel, wie sie diese Verbindung trennen und aufheben könne. Daß durch ihren Mann nichts auszurichten, und er viel zu schwach und furchtsam sey, Gottfrieden den Umgang mit Rosinen zu untersagen, wußte sie wohl, und konnte auch gegen seine Vorstellungen, Rosine sey ja doch ein gutes, braves Mädchen, und man könn ihr nichts Böses zur Last legen, nichts Gegründetes vorbringen. Auch wollte er, trotz aller ihrer Ueberredungskünste, sich nicht dazu verstehen, zu leugnen, daß er seine Einwilligung in die Verbindung seines Sohns mit Rosinen gegeben habe. Also suchte sie, auf andere Weise die Verbindung zu hintertreiben, und beschloß, deßwegen bey dem Stadtschreiber, als dem Vornehmsten im Städtchen, Rath einzuholen. Sie gieng also zu ihm, stellte ihm die Sache vor, und fragte, ob man nicht von Obrigkeits wegen die beyden Leute wieder trennen könne? Der Stadtschreiber zuckte die Achseln und sagte, das sey eine kützliche Sache, und geh eigentlich das Ehegericht und nicht ihn an. Da haben die Pfaffen, setzte er hinzu, die Hände mit im Spiel, und mit denen mag der Gukuk anbinden. Ich zog schon einmal mit einer langen Nase ab, und habe nicht Lust, noch eine längere zu bekommen. Das ist eine Affaire für meinen Sohn, den Pfarrer; Das kommt auf den Bericht an, den er ans Consistorium einschickt. Ich mag nichts damit zu schaffen haben.

Geh Sie nur zu meinem Sohn! Sie gilt ja viel bey ihm. — Die Meister Waltherinn gieng also ungetröstet von dem Stadtschreiber weg, und zu dem Pfarrer, und trug diesem die Sache vor. Aber er zog die Achseln noch höher hinauf als sein Vater, und fieng mit frommer Miene also an zu reden: Ich habe die Sache schon oft im Herrn überlegt, liebe Frau Waltherinn! Hab alles reiflich erwogen, und nun muß ich Ihr frey heraus sagen, daß mein Amt und Gewissen mir nicht erlauben, weiter etwas gegen die Verbindung Ihres Sohnes mit Rosina Brauninn einzuwenden. Sie sind einmal feyerlich mit einander versprochen; Der Consens der beyderseitigen Eltern ist da, und gegen ihren Wandel ist nichts einzuwenden. Geb Sie Gott die Ehre, und suche Sie das nicht zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat! —— Die Meister Waltherinn stand auf diese unerwartete Erklärung wie versteinert da. Umsonst stellte sie dem Pfarrer vor, er habe ja sonst ganz anders gesprochen; Umsonst nahm sie zu Bitten und zu Thränen ihre Zuflucht. Der Pfarrer Roth blieb unbeweglich auf seiner Meynung, und Gottfrieds Mutter verließ, schäumend vor Wuth und vor Unwillen weinend, sein Haus.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht drüber wundern, daß der Pfarrer jetzt auf Einmal so sprach, da ers vorher ganz mit der Meister Waltherinn gehalten, gegen die Verbindung ihres Sohns heftig geeifert, und ihr versprochen hatte, die Sache gewiß zu hintertreiben. Allein er wird sich weniger

niger drüber wundern, wenn er Folgendes bedenken will: Der Pfarrer Roth traute freylich anfangs sich und seinem Ansehn, und dem Amt das er bekleidete, so viel zu, daß ers für ein Leichtes hielt, Gottfrieden von Rosinen abwendig zu machen. Da ihn aber die Unterredung bey dem letzten Abendessen eines andern belehrt, und er draus ersehen hatte, wie fest Gottfried an seinem Mädchen hange, so hielt ers nicht für räthlich, ihm Hindernisse in den Weg zu legen; Denn, wenn er Gottfrieden erbittre, dachte er wohlweißlich bey sich selber, so könnte dieser sich an ihm zu rächen suchen, und nicht nur das, was er selbst in Erlang mit angesehen, sondern noch mehrere und schlechtere Streiche, die er dort von ihm gehört haben könnte, unter der Bürgerschaft bekannt machen, bey der er doch mit aller Gewalt den frommen Mann spielen, und für einen Heiligen angesehen seyn wollte. —

Die Meister Waltherinn kam nun halb rasend über ihre fehlgeschlagene Bemühungen heim, und fuhr mit solcher Wuth in die Stube, wo Meister Walther eben bey einer Pfeife Tabak saß und in seiner alten Chronik las, daß dieser seine Pfeife vor Schrecken fallen ließ, zitternd aufsprang, und fragte: Liebe Katharine, sag um Gottes willen, was ist Dir begegnet? — Geh mir vom Leib, rief sie. Dein Sohn, der Halunke, wird mich noch ins Grab bringen. — Was? Mein Gottfried? fragte Walther ängstlich. — Ja, Dein Gottfried, war die Antwort; Dein Tagdieb, Dein Galgenschwengel, der Dir lieber

ist als ich bin, der, der wird mich noch ins Grab bringen, und Du wirsts ihm machen helfen. — Aber, liebe, liebe Katharine! sagte Walther, noch ängstlicher; Ich weiß ja nicht. — Was, was weist Du nicht, alter Narr? Weist Du nicht, daß er das Bettelmensch zum Weib nehmen will? Und das soll er nicht! Mit meinem Willen soll ers nicht. — Die letztern Worte schrie, oder brüllte sie vielmehr mit solcher Heftigkeit heraus, und stampfte dabey so mit aller Macht auf den Boden, daß Gottfried, der unten in der Werkstätte arbeitete, in vollem Sprung herauf und in die Stube kam, um zu sehen was vorgehe. Nun brach das Wetter über ihn los. Nach ein paar Dutzend Schimpfwörtern, die sie fast in Einem Athem über ihn ausgeschüttet hatte, erfuhr er nun erst, warum es so hart über ihn hergehe; Und nachdem sie alles möglich Böse gegen Rosinen vorgebracht, so beschloß sie endlich damit: Jetzt erklär Dich, ob Du von dem Menschen Dich lossagen willst, oder nicht? Willst Du, so ist alles vergeben und vergessen, und Du kannst Dein Meisterstück machen, wenn und so bald Du willst, und das ganze Haus ist Dein. Wo nicht, nun so kannst Du Dich zum Teufel packen und mit Deiner Bettelhure Hunger leiden! Sag, was willst Du? — Mutter! sagte Gottfried; Wenn ich reden muß, so will ich. Ich habs Euch schon mehr als Einmal gesagt: Ein ehrlicher Mann darf sein Wort nicht brechen, und Rosine hat mein Wort. Ich will und kann . . . .

Das wüthende Weib ließ ihn nicht ausreden und fuhr auf den armen Menschen zu, um ihm mit den Händen ins Gesicht zu fahren. Aber ihr Mann hielt sie von hinten, und Gottfried hielt sie bey den Armen fest. Jetzt konnte sie nichts, als schäumen. Endlich schrie sie: Nun, so pack Dich aus dem Haus, Du Lumpenhund! Du sollst keinen Heller haben, weder von dem Meinen, noch von dem was Dein Vater hat! Du bist ein Ungehorsamer, ein Absalom, ein Teufelskind! Pack Dich fort und geh betteln! — Nun, in Gottes Namen! sagte Gottfried. Lieber will ich betteln, als ein Schurke und meineydig werden. Ich will nichts von Eurem Geld; Auch mein Vater darf mir nichts geben. Unser Herr Gott, der den Vogel auf dem Dache nährt, wird uns auch nicht verhungern lassen. — Vater! sagte er mit gebrochner Stimme; (Denn sein Vater weinte) Vater, ich will gehen. Verzeyht mir, wenn ich Euch Herzeleid zuziehe! Gott im Himmel weiß, ich kann nicht anders. Ihr wissts selber. Lebt wohl, Vater! — Mit diesen Worten gieng er aus der Stube; Denn sein Herz brach ihm, und er konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Drauf gieng er in die Werkstätte, und sagte dem Gesellen, wenn er droben einen Lärm hörte, so möcht er doch sogleich hinaufgehn; Denn er fürchtete, seine Mutter möchte sich an seinem Vater vergreifen. Diese aber hatte sich durch ihren unsinnigen Zorn viel zu weh gethan, und war so entkräftet, daß sie sich aufs Bette hinlegen mußte. Sie bekam auch gleich

den Tag drauf ein Gallenfieber, und war acht Tage lang in Lebensgefahr.

Achtes Kapitel.

Wie Gottfried aus seines Vaters Haus zieht, und wie ihm der ehrliche Meister Zäuner zu Rosinen verhilft.

Gottfried gieng nun noch auf seine Kammer, zog sein Alltagskleid an, nahm etwas Weißzeug zu sich, und verließ so mit einem Herzen voll Wehmuth das Haus, in dem er gebohren und erzogen war. Sobald er zu Rosinen in die Stube kam, setzte er sich auf ihr Bette nieder, und sagte: Jetzt will ich nur genug weinen. Die Thränen schossen ihm auch so häufig aus den Augen, und er schluchzte so heftig und laut, daß Rosine lange Zeit kein Wort aus ihm herausbringen konnte, und voll Unruhe und Besorgnis war, was ihm doch für ein schreckliches Unglück möchte widerfahren seyn. Endlich konnte er ihr sagen was geschehen war, und beschloß seine Erzählung mit den Worten: So ists nun, Rosine! Sie hat nichts, und ich hab auch nichts. Jetzo müssen wir uns einzig und allein auf den lieben Gott verlassen. Und der wird auch, hoff ich, für uns sorgen. —— Ja das wird Er, gewiß wird Ers; sagte Rosine! Aber, setzte sie hinzu; Was Ihm von Gott und Rechtswegen gehört, Sein mütterliches Vermögen, das muß Er sich doch

doch herausgeben lassen. Allzugut ist liederlich, heißts im Sprüchwort. — Nichts! versetzte Gottfried; Ich will gar nichts. Ich will alles meinem Vater lassen. Er hat doch genug bey seinem Hausdrachen auszustehen. Mit Nichts wollen wir anfangen! Ich kann Hunger leiden. Wenn ich nur so viel verdienen kann, daß Sie gnug zu essen hat, . . . ! Bey diesen Worten fiel Rosine ihrem Gottfried um den Hals, und weinte. O Gottfried! sagte sie; Gern will ich ja mit Ihm darben. Er hat allzuviel um mich gethan und ausgestanden! —

Nachdem sie so noch eine Zeitlang sich ihrer Wehmuth überlassen hatten, so fiengen sie nun an, ruhiger mit einander zu überlegen, was sie zu thun hätten. Rosine gab ihm noch einmal von weitem zu verstehen, sein mütterliches Vermögen müßt er sich doch herausgeben lassen. Er wollte aber in seinem Eifer durchaus nichts davon hören; Sie drang also auch nicht weiter dieser Sache wegen in ihn. Gottfried sagte drauf zu Rosinen, er verlasse sich jetzt gänzlich auf seiner Mutter Bruder, den Maurermeister Zäuner; Der sey sein Vetter und sein Pfleger; Der werd ihn nicht nur in seinem Hause schlafen lassen, bis er selbst ein eigenes Gemach gemiethet habe, sondern ihm auch guten Rath ertheilen, wie ers anzugehen habe, um Meister zu werden, und ihm auch Geld zur Einrichtung der Werkstätte und des Hauswesens vorschiessen; Denn er hab ein gutes Vermögen, und nur ein einziges Kind. Rosine billigte diesen Entschluß vollkommen, und

Gottfried gieng drauf in der Dämmerung zu 'seinem Pfleger.

Meister Zäuner war noch ein recht alter ehrlicher Deutscher, einer von den wenig Uebriggebliebenen in Erlenburg, die noch ob der alten guten, reinen Sitte hielten. Er war schlecht und recht, ein redlicher Christ, dabey aber etwas rauh und ziemlich heftig. Als Gottfried zu ihm kam, rief er ihm entgegen: Nun Gottfried, kommst Du auch einmal zu mir? Du hast gewiß etwas zu suchen? Sonst kriegt ich Dich wohl nicht zu sehen. Hast mich erst ein einzigsmal besucht seit Deinem Hierseyn. Doch, laß das gut seyn! Was giebts denn Guts Neues? — Leider wenig Gutes, versetzte Gottfried, und erzählte nun den ganzen Vorfall. — Deine Mutter ist ein Teufelsweib, ein verdammtes Krokodil, sagte Meister Zäuner; Und Dein Vater ist ein alter . . . . ich mag selbst nicht sagen, was er ist. Er ist mein Schwager, und war ehedem ein braver Mann. Hätt er das Weib nicht genommen! Ich habs ihm gnug abgerathen. Jetzt sitzt er im Elend. Doch, dem Ding soll bald abgeholfen werden. Weib, bring mir meinen blauen Kittel, und den Hut mit der silbernen Schnur! — Und wohin dann? fragte Gottfried hastig. — Wohin? Narr, wo geht man hin, wenn man sich Recht verschaffen will? In die Stadtschreiberey. Da soll das Ding bald ein andres Gesicht bekommen. — Während dessen zog er seinen Rock an, und kämmte sich die Haare aus. — Ach um Gotteswillen nicht, Vetter Zäuner; sagte hierauf

n nicht vergeben. Nein, Vetter Zäu-
ill weiter nichts als Euren guten Rath,
r mich indessen aufnehmt, bis ich selbst
nmen kann. Ich will nichts von mei-
. — Bist Du nicht klug, Kerl? fiel
r Zäuner ein. Du willst nichts von
iter? Willst Dein Mütterliches nicht,
i Gott und Rechtswegen zukommt? Al-
e Schwester seeliger umsonst sichs Tag
haben sauer werden lassen, damits
r mit seiner dicken Isabell verzehren
d ihr Sohn soll darben? Und ich soll
ger seyn, und das zugeben? Aber so
ite, wenn Euch die Mädels im Kopf
a seyd Ihr ganz verrückt, seht das
tel nichts an, und glaubt, man lebe
on der Luft. Nein Vetter! so geht
icht. Recht muß Recht bleiben. Man
Dein Mütterliches herausgeben, und
Hlmmel hangen; Und das Haus und
itte muß Dir auch verschrieben werden.
nur mit mir zum Stadtschreiber! —
ing sich Meister Zäunern an den Arm,
ick zu halten. Er beschwur ihn bey
heilig ist, da zu bleiben, und die
t klagbar anzubringen, sondern vorher
rsuchen, um den Streit in der Stille
Güte auszumachen. Er wollte ja gern
rliches heraus verlangen, wenns nur

Herzeleid könn er seinem Vater nicht anthun. — Du hast Recht, Gottfried! sagte endlich Meister Zäuner; Ich bin ein alter hitziger Narr. Wenn ich Unrecht sehe, da lauft mir die Galle gleich über. Sey willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist, sagt unser Heyland. Es ist wahr, man muß den Alten noch schonen. Er ist doch Dein Vater und mein Schwager, und Prozesse sind den Henker nicht wehrt; Da wollen gleich ihrer Zehn an Einem Knochen nagen. Da, Weib! häng den Kittel wieder in den Kasten! — Setz Dich, Vetter Gottfried! Laß uns nun das Ding vernünftig überlegen! Wart! Ich will mir erst ein Pfeifchen stopfen. Da gehts besser. — Also Dein Geld must Du haben; Sonst ists bald ausgehobelt. Du kriegst doch Deine 150 Thaler; Das ist gut zum Anfang; Und das Haus ist auch sein Stück Geld werth. Freylich kriegst du das erst nach Deines Vaters Tod. Seys! Wenn wir nur erst das Geld heraus haben! Weist Du, was? Morgen früh geh ich gleich zu Deinem Vater hin, und stell ihm den Handel gütlich vor. Sein Weib hat immer eine Parthie schimmlichter Thaler da liegen, und da muß sie mit herausrücken, oder ich führe sie vom Pontius zum Pilatus. Du kannst dann mit Deiner Rosine in mein oberes Gemach ziehen, und drunten legen wir eine Werkstätte an. Zum Bretterverlag schiess ich Dir ein Stück Geld her, ohne Zinsen, und so muß das Ding gehen. Nur fein ordentlich must Du leben und das vermaledeyte Kaffeetrinken und die andern neuen

Alfan=

Alfanzereyen nicht mitmachen. Hörst Du? — Gottfried ließ sich alles gefallen; Nur bath er seinen Vetter innständig, seinen Vater ja zu schonen, und lieber etwas nachzulassen, als nach der Strenge mit ihm zu verfahren. Es ward ihm nun ein Bette zum schlafen angewiesen, und er wurde wieder etwas ruhig. Doch war ihm immer noch bange, sein Vetter möchte morgen seinen Vater hart anfahren.

Meister Zäuner gieng den nächsten Morgen zu Meister Walther, nachdem er vorher Gottfrieden hatte versprechen müssen, mit seinem Vater allein zu reden, und ihm alles auf das freundschaftlichste und glimpflichste vorzustellen. Er hörte, daß die Meister Waltherinn krank sey, und ließ seinen Schwager in die Werkstätte herunter kommen. Schwager! sagte er; Sag mir um Gotteswillen, was hast du getrieben? Ist das auch erlaubt, mit seinem einzigen Sohn so umzugehen, und ihn aus dem Haus zu treiben? Sakerlot! Wär ich gestern gleich zu dir gekommen, es wär übel ausgegangen. Jetzt aber komm ich in Güte, und will vorher meine Pfeife anzünden, um vernünftig mit Dir sprechen zu können. Zünd Du die Deine auch an! — Die beyden Schwäger setzten sich nun mit ihren Pfeifen im Mund zusammen, und Meister Zäuner trug Walthern Gottfriedens Sache vor. Meister Walther seufzte oft dazwischen, und fieng nun, nachdem sein Schwager ausgeredet hatte, auch zu reden an. Er erklärte sich, er habe gegen seinen Gottfried nie etwas gehabt, ihn noch weniger aus dem

 Hause

Hause stossen wollen; Alles komme von seiner Frau her. Er wolle Gottfrieden sein mütterliches Vermögen gar nicht vorenthalten, und würd es ihm auf der Stelle ausbezahlen, wenn nicht sein Weib krank wäre und den Schlüssel zum Geld und zu den Kapitalbriefen in Händen hätte. Er bath Zäunern, nur so lang Geduld zu haben, bis seine Frau wieder gesund sey. Auch das Haus sollte Gottfried mit der Zeit gewiß bekommen. Zäuner versprach, so lang noch Geduld zu haben, bis die Waltherinn wieder gesund sey, wozu er eine Zeit von acht Tagen anberaumte, und nachdem er seinem Schwager noch eine tüchtige Lektion gelesen, daß er sich von seiner Frau so unter den Pantoffel habe bringen lassen, schied er in allem Frieden von ihm. —

Lustig, Vetter! so rief Meister Zäuner, als er wieder heim kam, Gottfrieden entgegen, der unterdessen voller Angst und Bangigkeit seiner Zurückkunft entgegen gesehen hatte. Lustig, Vetter! Es geht alles, wie es gehen soll. Dein Vater ist bey alledem noch ein ehrlicher Kerl. In acht Tagen hast Du Dein Geld. Wenns auf ihn ankäme, so lägs jetzt schon auf dem Tisch da. Und vielleicht kommt gar indessen noch ein neues Glück dazu. Sein Weib liegt im Bett; Die Gall ist ihr überloffen; Wer weiß, was geschieht? Doch, da weiß der liebe Gott am besten, wie Ers machen soll. Genug, Dein Geld kriegst Du, und mit dem Haus hats auch seine Richtigkeit. Also heißts Viktoria! —

Gottfried war nun über die Maassen vergnügt, daß die Sache noch so im Frieden abgethan worden war. Doch war er immer noch besorgt, sein Vater möchte dennoch etwas böse auf ihn seyn, und beruhigte sich nicht eher ganz, als bis sein Vetter ihm versprach, er wolle seinen Vater nächstens zu sich auf einen Einkehr kommen lassen, und ihm so Gelegenheit verschaffen, selbst mit ihm zu reden. Drauf gieng er, um die guten Neuigkeiten auch seiner Rosine zu verkündigen, die, wie der geneigte Leser sich vermuthen kann, den allerherzlichsten und freudigsten Antheil daran nahm.

Meister Zäuner ließ nun das obere Gemach in seinem Haus zu einer Wohnung zurechte machen, und unten, wo sonst ein Stall gewesen war, ließ er eine Werkstätte anlegen, so daß in kurzer Zeit alles fertig war, und das junge Paar einziehen konnte, wenn es wollte. Er schoß auch Geld her, und ließ seine Frau mit Rosinen alles, was zur Führung eines ordentlichen Hauswesens nöthig ist, einkaufen. Auch gab er Gottfrieden Geld, daß er nach der Residenz reisen konnte, um da das Meisterstück zu machen, welches er in Erlenburg nicht konnte, weil seit dem Tod des andern Tischlers, ausser seinem Vater, kein andrer mehr da war. Gottfried reißte also ab, und trug seiner Rosine auf, indessen alles vollends zu besorgen, was zur Einrichtung des Hauswesens gehörte. —

Da die acht Tage herum waren, innerhalb welcher Meister Walther versprochen hatte, Gott-

frieden

frieden sein mütterliches Vermögen auszubezahlen; und kein Geld kam, so sah Meister Zäuner noch vier Tage zu. Als aber auch da nichts kam, da gieng er zu seinem Schwager ins Haus, um ihn drum anzufordern. Kaum hatte er sein Begehren vorgebracht, so sprang die Meister Waltherinn, die hinten im Zimmer auf dem Bette gesessen hatte, auf, und schrie: Was, Schwager? Ich soll Geld heraus bezahlen für den Gottfried? Das wär etwas Neues! Ich gebe keinen Groschen her, nicht einen blutigen Heller. Gottfried ist ein ungehorsamer Sohn, der auf Vater und Mutter nichts giebt. Keinen Heller soll er haben! —

Schwägerinn! sagte Meister Zäuner: Ich habe mir fest vorgenommen, mich heut nicht zu erzürnen; Denn ich gehe, wills Gott, morgen in die Beichte. Es braucht also keine Umstände. Zieht nur Euer Mieder an, und kommt mit mir in die Stadtschreiberey! Da wird sichs bald zeigen, ob Gottfrieden etwas gehört oder nicht? Wir wollen bald mit einander fertig seyn. Ihr dürft Euch nicht viel erzürnen; Ihr möchtet sonst aufs neu das Gallenfieber kriegen. —

Durch diese kaltblütige Anrede kam die Meister Waltherinn auf Einmal aus aller Fassung. Das Wort "Stadtschreiber" benahm ihr allen Muth. Sie fieng also an zu weinen, und über die Ungerechtigkeit zu klagen, mit der man ihr und ihrem Manne begegnete. Es sey himmelschreyend, sayte sie, wie man ihr begegne. Es

gehe

gehe Gewalt vor Recht. Sie wolle das Geld heraus geben; Aber Gottfried werde sehen, was für ein Seegen dabey sey. — Zählt das Geld nur her! Für den Seegen laßt den lieben Gott, und mich und Gottfrieden sorgen! sagte Meister Zäuner. Die Waltherinn holte das Geld aus der Kammer, zählte es unter Seufzen und Weinen her, und Zäuner strich es ein. Nun ists gut; sagte er; Und nun, Schwager! setzte er hinzu; Auf die Woche wollen wir Heyrathstag halten, und auch die Sache mit dem Haus in Richtigkeit bringen. Wir gehen dann in Gottes Namen mit einander zum Stadtschreiber, um die obrigkeitliche Einwilligung und den Erlaubnisschein zur Trauung abzuholen. Am Sonntag drauf kann denn das Paar auf der Kanzel ausgerufen werden. So geht alles in der schönsten Ordnung. Nicht wahr? — Meister Walther sagte mit einem unterdrückten Seufzer, Ja. Er war zwischen zwey Feuern, zwischen seiner Frau und seinem Schwager, und befand sich in der alleräussersten Verlegenheit. Sein Schwager Zäuner war auch kaum aus dem Haus, so brach das Ungewitter los, und seine Frau überhäufte ihn mit Scheltworten und Vorwürfen, daß er so alles mit sich machen lasse. Er wollte sich anfangs zwar vertheidigen; Aber seine Frau ließ ihn in ihrem Eifer nicht zum Wort kommen.

Meister Zäuner gieng indessen heim, zählte das Geld noch einmal nach, fand alles richtig, und übergab einen Theil davon Rosinen. Zween Tage drauf kam auch Gottfried als Meister wie-

der

der aus der Residenz zurück, erzählte, was er da alles gesehen habe, und daß die ehrsame Meisterschaft mit seinem Meisterstück ausnehmend wohl zufrieden gewesen sey, daß man ihm aber auch seinen Beutel ziemlich leicht gemacht habe. Das ist freylich nicht recht, sagte Meister Zäuner, daß man einen jungen Anfänger gleich so hart mit nimmt, und ihn oft, noch eh er zu hausen anfängt, um sein bischen Armuth bringt; Indessen ist das Handwerksbrauch, der sich nicht so leicht abschaffen läßt. Es sollte freylich nicht so seyn. Desto sparsamer und ordentlicher müßt Ihr jetzt Eure Haushaltung einrichten. Beth und arbeite! Das, Vetter Gottfried, muß Dein Sprüchlein seyn, so oft Du aufstehst; Dann wird Gottes Seegen nicht ausbleiben. Ich hab auch mit Wenigem angefangen; Und nun hat mich der liebe Gott geseegnet, daß ich keinem Menschen gute Worte geben darf. Wenn Du nur mit Deiner Rosine das schändliche Wohlleben und den dummen, ärgerlichen Kleiderstaat nicht mit machst, dann wird sichs schon geben.

Die Werkstätte war nun schon beynahe fertig. Ueber die Thüre schrieb Meister Zäuner mit grossen schwarzen Buchstaben sein Leibsprüchlein: Beth und arbeite! Sieh, Vetter, sagte er zu Gottfried; Wenn Du nach diesem Sprüchlein lebst und handelst, das ist mehr wehrt als hundert Dukaten in der Ficke. Glaub mir das! Ich hab es selbst erfahren. Probatum est. Gottfried sagte: Das sey auch sein Leibsprüchlein.

Die folgende Woche kam, und Meister Zäuner holte mit Gottfrieden und Rosinen Meister Walthern ab, um zum Stadtschreiber zu gehen, und den Heyrathsvertrag in Richtigkeit zu bringen. Die Waltherinn ließ nichts von sich sehen, als die jungen Leute mit Zäunern vor ihr Haus kamen. Nur, als sie wieder weg giengen, hörten sie sie beym Fenster heraus zu der Nachbarinn über die Gasse hinüber schreyen und schimpfen. Nachdem bey dem Stadtschreiber alles in Richtigkeit gebracht war, lud Meister Zäuner seinen Schwager Walther ein, mit ihm auf ein Gläschen Wein in sein Haus zu kommen. Hier schüttete Meister Walther sein Herz aus, und erzählte, wie viel er eine Zeit her bey seinem Weib ausstehen müsse. Er fieng bitterlich zu weinen an, und sagte, wenn er nur bald stürbe und zu seiner seeligen Marie käme! Gottfrieden brach auch das Herz, und Rosinen. Die jungen Leute bathen den alten, ehrlichen Mann um Verzeyhung wegen des Herzeleids, das sie ihm, wider ihren Willen, verursachen mußten. Meister Walther sagte: Er verzeyh ihnen alles; Er wisse wohl, daß sie unschuldig seyen. Sie möchten nur ihm verzeyhen, daß er nicht habe handeln können, wie er gern wollte. Sie weiß wohl, Rosine, sagte er, wie meine Kathrine ist. Ich darf nicht reden, u. s. w.

Drauf erklärte er sich, er wolle, weil ohnedieß seine Frau schon längst darauf gedrungen habe, sein Handwerk aufgeben, und Gottfrieden seinen ganzen Handwerkszeug überlassen. Nur

mußte

müßte er es ihm zum Schein abkaufen, und ihm eine Schuldverschreibung dagegen ausstellen, weil sonst sein Weib von neuem Händel anfangen würde. Meister Zäuner wollte sich zu dem letztern lange nicht verstehen; Doch gab er endlich auf Gottfriedens und Rosinens Bitten nach. Ob er zur Hochzeit kommen werde, konnte Meister Walther nicht gewiß versprechen. Wenn sein Weib nicht allzusehr dawider sey, sagte er, so komme er gewiß. Und so gieng er am Abend endlich wieder heim.

Neuntes Kapitel.

Wie Gottfrieds Hochzeit mit der frommen Rosine glücklich vollzogen wird.

Gottfrieds Wohnung und Werkstätte wurde nun durch Meister Zäuners Anstalt vollends ganz eingerichtet, und der Handwerkszeug nach und nach aus Walthers Haus abgeholt, wobey die Personen, die ihn abholten, von der Meister Waltherinn immer spitzige und böse Reden genug mit auf den Weg bekamen. — Das junge Paar ward nun von der Kanzel aufgebothen, und nach drey Wochen war die Hochzeit.

Rosine, die indessen ihre Gesundheit völlig wieder erhalten hatte, blühte wie eine Rose, da sie mit ihrem Gottfried in die Kirche gieng. Der Gedanke, endlich nach so vielen überwundenen Hindernissen, und so hundert überstandnen Leiden

mit

mit ihrem so herzlich und treu geliebten Gottfried ganz vereiniget zu werden, erfüllte ihre Seele mit dem innigsten, heissesten Danke gegen Gott, und trieb ihr manche fromme Thräne in ihr Auge. Sie wußte nicht, ob sie schon im Himmel oder noch auf der Welt war. Gottfried hatte ähnliche Empfindungen. Er war voll des dankbarsten Entzückens. Nur hatte er manchmal trübe Gedanken wegen seines Vaters, und der bittern Stunden, die ihm seine boshafte Stiefmutter wegen dieser Verbindung jetzt schon mache, und noch künftig machen werde. Der ehrliche Meister Walther hatte auch nicht die Freude, bey der Verbindung seines einzigen Sohnes mit gegenwärtig zu seyn. Gottfried hatte immer noch gehofft, er werde dazu kommen, bis ihm sein Vater am Abend vor der Hochzeit sagen ließ, er sey nicht wohl auf. Die Magd sagte aber gleich dabey, es fehl ihrem Meister weiter nichts, aber es habe zwischen ihm und ihrer Frau Verdrüßlichkeiten gegeben, und deßwegen komm er vermuthlich nicht zur Hochzeit. Sie sagte noch dabey, der alte Mann sehe ganz betrübt und niedergeschlagen aus. — Bey Gottfrieden vertrat also Meister Zäuner, und bey Rosinen ihres Vaters Bruder, Meister Braun, den wir auch schon kennen, Vatersstelle bey dem Kirchgang, so wie dieser beyden ihre Weiber, Schwiegermütter waren.

Der Pfarrer Roth hielt eine ziemlich erträgliche Hochzeitpredigt; Als er am Schlusse derselben, bey dem Wunsch, auf Rosinens verstor-

bene Eltern und Gottfrieds Mutter, die rechtschaffene Marie, zu sprechen kam, da brach beyden jungen Leuten das Herz, und sie weinten Thränen voll Danks für alle, ihnen erwiesene elterliche Zärtlichkeit und Liebe! Auch weinten dabey viele andre Personen, bey denen die Verstorbenen und ihre Rechtschaffenheit noch in gutem, dankbarem Andenken stunden.

Am Abend drauf war in einem Wirthshaus ein kleiner Schmaus, bey dem blos die nächsten Anverwandten gegenwärtig waren. Gottfried vergaß dabey seinen guten Vater nicht, und schickte ihm und seiner Mutter ein paar Krüge Wein und etwas Essen ins Haus. Die Magd, die das hingetragen hatte, erzählte: Meister Walther sey darüber so bewegt gewesen, daß er kaum reden können; Auch sey die Meister Waltherinn ziemlich freundlich gewesen. — Die kleine Hochzeitgesellschaft war völlig vergnügt zusammen. Meister Braun und Meister Zäuner sprachen viel über das in Erlenburg eingerissne Wohlleben, und die übertriebne Pracht, und warnten das junge Brautpaar davor. Unter andern sagte Meister Braun: Nun seyd Ihr in diesem Jahr das erste Paar, das in Ehren zusammen kommt. Seit das Wohlleben unter uns so überhand genommen hat, zieht die Regierung in Einem Jahr mehr Hurengelder ein, als sonst im zehen Jahren. Das muß freylich unser Städtchen reich machen; Und eine gute, fromme Nachkommenschaft gibts auch. Denkt an mich, Vetter Zäuner! Wenn das Ding so fort geht, so ist in drey Jahren

ren bey uns eine Jungfer rarer, als ein weisser Rabe. Und wenn einmal vollends Zucht und Ehrbarkeit dahin ist, dann sind wir verlohrne Leute. So mags vor der Sündfluth auf der Welt auch ausgesehen haben. Aber wir wissen auch, was darauf erfolgt ist. Wenn nicht bald der jüngste Tag kommt, so kommt doch gewiß ein andres grosses Unglück. — Es darf ja nur eine Theurung kommen, Vetter Braun, sagte Zäuner, so sind wir, verzeyh mirs Gott! geliefert. Von den silbernen Spitzen und dem Kaffeegeschirr kann man, meiner Seel! nicht leben; Und das ist ja bey den meisten alles, was sie statt der etlich Thaler haben, die man sonst im Schrank eingeschlossen hatte. Hat doch unser eins, das den Plunder nicht mit macht, gnug zu thun, um sich ehrlich fortzubringen. Es ist alles übertheuert. Kein Mensch will fast mehr arbeiten; Der Taglöhner verlangt doppelt so viel Lohn, damit er seinem Weib seidne Lumpen dafür kaufen kann. Den Wäscherinnen muß man, statt der Wassersuppen und des Gläschens Schnips, Kaffee vorsetzen. Statt der Kartoffeln und Wurzeln und des Kohls pflanzt man in den Gärten Blumen, und faßt die Beete mit Buchs ein. Das alte Hausgeräthe und Schreinwerk verbrennt man, und läßt neues dafür machen, oder läßts gar aus der Residenz herkommen.

Ihr werdet Arbeit gnug kriegen, Vetter Gottfried, werdet eine Commode nach der andern machen müssen, und Schränke mit Nußbaummaser eingelegt; Aber wo wird da am Ende noch das

Geld hinkommen? Alles wird zuletzt ausser Lands geschleppt, und was herein kommt, ist kaum noch der Mühe werth; Denn für unser Tuch und unsre Strümpfe bringt man uns statt Gelds, wie ehemals, ganze Fässer voll Kaffee und Zucker und Weinbeeren, und wie alle der Plunder heissen mag. Lieber Gott, das ist der Weg zum Reichwerden! Ey, man siehts aber auch! Schon reissen einem die Bettler fast die Glocken am Haus weg, und wenn man am Sonntag einmal vors Thor geht, so stehn sie haufenweis da, und umringen einen, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Vor funfzehn, zwanzig Jahren sah man noch in unserm Städtchen keinen Bettler, wenns kein Fremder war. Nun müssen unsre Arme bald selbst in die nächsten Oerter wandern, und da betteln. — Ach, laßt uns jetzt etwas andres reden, Vetter Zäuner! sagte Braun. Das Ding ist gar zu traurig. Wie! Die Gläser gefüllt und angestossen! Auf die alte deutsche Sitte, und daß unsre Erlenburger wieder klug und vernünftig werden! — Gebs Gott! sagten Alle und tranken.

So brachte man den Abend bis um Eilf Uhr zu, und begleitete dann das junge Brautpaar nach Haus. —

Zehentes Kapitel.

Von Gottfrieds und seiner Rosine vergnügter Haushaltung.

Gottfried, der schon viele Bestellungen hatte, fieng nun mit allem Eifer an, in seiner Werkstätte zu arbeiten. Jeden Morgen gieng er, nach verrichtetem Gebeth, mit Freuden und mit Singen an die Hobelbank, und war vergnügter als ein König. Seine Rosine besorgte indessen die Küche und das übrige Hauswesen. Wenn sie damit fertig war, so kam sie in die Werkstätte herunter, setzte sich ihrem Gottfried gegenüber, und nähte oder strickte. Oft sah sie auf; Da hieng eine Zeitlang ihr Auge voll Liebe an seinem Gesicht; Wenn er dann einen Blick auf sie warf, und sie so Liebevoll ihn anblickte, so wars ihm, als ob ein Sonnenstral im Frühling auf ihn schösse, und er arbeitete mit desto grösserer Munterkeit fort.

Wenn er zuweilen da, wo sie saß, etwas holen mußte, so gab er ihr die Hand, die sie mit Wärme drückte, oder neigte sich schnell zu ihr hinab, und gab ihr einen Kuß auf ihren Mund. Um Mittagszeit holte sie ihn zum Essen ab. Sie nahmen dann mit einander ein gesundes, mäßiges Mahl ein, und plauderten über dieß und jenes; Und so flog die Zeit ihnen unvermerkt vorbey, bis ihn die Glocke wieder an die Arbeit rief. Am Abend nahmen sie miteinander ein noch mäßigeres Mahl ein, und dann setzten sie sich, wenn das

 Wetter

Wetter schön war, mit dem ehrlichen Meister Zäuner und seiner Frau, auf die Bank vor dem Hause, und sprachen über allerley, bis es kühl wurde, und die Sterne am Himmel blinkten. Dann bethete Gottfried mit Rosinen seinen Abendseegen auf der Stube, und drauf legte sich das zufriedne Paar zur Ruhe, um mit Sonnenaufgang wieder an die Arbeit zu gehen. War das Wetter rauh oder regnerisch, so setzte man sich in Meister Zäuners Stube zusammen um den Tisch herum. Die Männer liessen sich manchmal einen Krug Bier holen, und rauchten ein Pfeifchen dazu. Zäuner erzählte von alten Geschichten, die sich vor funfzig und mehrern Jahren in Erlenburg zugetragen hatten, und vergaß nicht, die alten Sitten auf Kosten der jetzigen zu erheben. Er erzählte, wie er als Knabe noch Leute gekannt habe, die einen runden Spitzhuth, ein kleines Schnurrbärtchen, und statt der Schnallen, Nesteln in den Schuhen getragen hatten. Auch von Kometen, feurigen Ruthen, Schwertern und Kugeln erzählte er, und gerieth oft mit Gottfried darüber in Streit. Denn dieser behauptete mit Grund der Wahrheit, das seyen ganz natürliche Lufterscheinungen, und das wollte Meister Zäuner nicht zugeben. Den Weibern standen oft bey seiner Erzählung die Haare zu Berg. Auch wußte er von seinem Großvater, der Soldat gewesen war, noch viel vom dreyssigjährigen Krieg, von Gustav Adolph und den Schweden, und den ehemaligen Türkenkriegen zu erzählen. Gottfried lößte ihn dann ab, und erzählte von dem, was er auf seiner

Wan=

Wanderschaft erfahren und gesehen hatte. Die Meister Zäunerinn erzählte Rosinen, wie viel sie bey der Geburt ihrer sieben Kinder, die alle, bis auf einen Sohn, der jetzt in der Fremde war, gestorben waren, ausgestanden habe, und gab ihr gute Regeln, wenn sie selber in den Fall kommen sollte. So flogen ihnen die Abende unvermerkt dahin, und sie hörten ungern die Glocke Zehn Uhr schlagen. Meister Braun kam auch zuweilen zu ihnen, und erzählte von dem grossen Brand, der Anno 1709 Erlenburg betroffen hatte, und klagte über die jetzigen verdorbnen Sitten. Am Sonntag gieng man, nach alter Erlenburgischer Sitte, in Meister Zäuners Garten, und spielte da manchmal im Gartenhäuschen um einen Heller Mariage, und trank einen Krug Bier dazu. Gottfried und Rosine hatten von einigen Krämersleuten Kaffee und Zucker zum Hochzeitsgeschenk bekommen; Da machte Rosine einmal im Garten Kaffee. Meister Zäuner machte grosse Augen drüber, und sah verdrüßlich aus. Umsonst sagten die jungen Leute: Es sey ja nur geschenkter Kaffee. Meister Zäuner hub den Zeigfinger auf, und sagte: Gottfried, Gottfried! Es hängt Dir doch noch etwas von der Fremde an. Wenn man einmal das Zeugs trinkt, so meynt man schon, man müss' es öfter haben. Das Ding frißt um sich, wie der Krebs. Rosine kochte nun auch keinen Kaffee mehr. —

So lebte das junge Paar zusammen, so vergnügt wie die Engel im Himmel. Gottfried

hatte alle Hände voll zu thun, und verdiente sich ein ansehnliches Stück Geld. Nach einem halben Jahr hatte er schon so viel Arbeit, daß er einen Gesellen annehmen mußte. Er erfuhr in alle seinem Thun den reichen Seegen Gottes, und erkannte das auch mit dem dankbarsten Gemüthe. Nur Ein Umstand bekümmerte noch zuweilen sein gutes, redliches Herz; Nehmlich der Gedanke an seinen alten Vater. Er konnte ihn nie, als nur des Sonntags in der Kirche sehen; Und auch da konnt er nichts mit ihm reden. Seine Mutter, die davon hörte, wie gut es ihm und seiner Rosine gehe, fühlte drüber nichts als Neid und Mißvergnügen. Sie sprach bey allen Gelegenheiten von ihm und Rosinen lauter Böses, und zwar so, daß ers wieder hören mußte. Auch erzählten ihm verschiedne Leute, sein Vater werde von ihr gewaltig mißhandelt und geplagt, und sey auch ganz schwermüthig. Das bekümmerte ihn nun, und machte ihm manche trübe Stunde. Seine Rosine suchte ihn zwar zu beruhigen, aber ihre Vorstellungen fanden bey ihm keinen Eingang. Umsonst mochte sie ihm sagen, daß die Schuld ja nicht an ihm liege. Ich wollt' eben, daß es anders wäre! Dieß war alles, was er sagte. Mein Vater ist doch immer mein Vater, und daß er ein mißvergnügtes Leben hat, - da bin Ich Schuld dran. Er ließ sich dergleichen auch einmal vor Meister Zäunern verlauten. Dieser aber schalt ihn aus, daß er sich um Dinge betrübe, die nicht in seiner Macht stehen.

hen. Er habe ja alles gethan, um Friede zu halten.

Gottfried wurde nun seiner künstlichen und dabey doch gründlichen Arbeit wegen nicht allein in Erlenburg, sondern auch auf der herumliegenden Landschaft bey den benachbarten Adelichen und Amtleuten immer mehr bekannt, und mußte viel für sie arbeiten. Ein Edelmann auf dem Lande ließ sich ein neues Schloß bauen, und da ließ er Gottfrieden, der jetzt etwas über ein halbes Jahr verheyrathet war, zu sich hinauskommen, und machte einen Akkord mit ihm, daß er ihm nicht nur die Thüren zu den Zimmern machen, sondern auch die Fußböden belegen sollte. Dieß erfoderte eine Zeit von wenigstens drey Wochen. Da nun so das junge Paar getrennt war, da fühlten beyde erst recht, wie so sehr lieb sie einander hatten. Rosine saß immer einsam und halb schwermüthig daheim, und Meister Zäuner konnte sie mit seinen lustigen Einfällen nicht aufheitern. Sie zählte die Tage und Stunden, und sah immer im Kalender nach, ob die drey Wochen noch nicht bald herum seyen? Auch schrieb sie zweymal an ihren lieben Gottfried, und erkundigte sich, ob er recht gesund und wohl auf sey? — Er hingegen war ebenfalls oft ganz still, nachdenklich und traurig, daß er solang ohne seine Rosine leben sollte, und gieng lange nicht mit solcher Munterkeit und so mit Singen an die Arbeit, wie in Erlenburg. Ob er gleich bey dem Junker alles genug, und weit bessres Essen und Trinken hatte, als daheim, so wär ihm doch seine schlechte Kost

an Einem Tische mit Rosinen hundertmal lieber gewesen. Es gereute ihn oft, daß er den, obgleich vortheilhaften, Akkord eingegangen hatte, und beschloß bey sich, sie in Zukunft nicht wieder zu verlassen. Er arbeitete vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht, um nur bald wieder zu seiner Rosine kommen zu können, und war voller Freuden, als nun die Arbeit endlich fertig war. Kaum hatte er seine Bezahlung, so eilte er, was er konnte, wieder nach Erlenburg, und schloß seine Rosine mit heisser Innbrunst in die Arme. Gottlob, daß ich wieder bey Dir bin! Gottlob, daß Du wieder da bist! Das war alles, was die beyden Leute anfangs sagen konnten.

Jedes fühlte nun noch mehr, welch einen Schatz eines in dem andern besässe, und ihr Herz ward dadurch von noch heisserm und herzlicherm Danke gegen Gott erfüllt. Ihre gegenseitige Liebe stieg mit jedem Tage. Beynah stündlich entdeckte jedes wieder neue Vorzüge an dem andern.

Eilftes Kapitel.

Wie Rosine in die Wochen kommt, und ein Söhnlein gebiert, das den Namen Jakob bekommt.

So hatten sie nun schon ein Jahr lang die vergnügteste Ehe mit einander geführt; Und nun rückte die Zeit immer näher heran, da Rosine in

die Wochen kommen sollte. Gottfried war voll der zärtlichsten Besorgnis, daß ihre Niederkunft nur recht glücklich ablaufen möchte. Er hatte so oft schon von unglücklichen Geburten gehört, die der Mutter das Leben gekostet hatten; Aber noch nie hatten solche Nachrichten so starken und beängstigenden Eindruck auf ihn gemacht, wie jetzt. Er quälte sich mit hundert traurigen und ängstlichen Vorstellungen in der Stille; Allein Rosinen ließ er nicht das geringste davon merken, um ihr nicht auch Angst und Sorgen einzujagen. Oft schloß er sich in seine Kammer ein, warf sich auf die Knie nieder, und bath Gott mit Thränen und gerungnen Händen, ihm doch seine liebe, fromme Rosine zu erhalten, und die Geburtsstunde recht glücklich vorüber gehn zu lassen! Rosine hatte immer guten Muth, und war munter und vergnügt, bis auf den letzten Monat ihrer Schwangerschaft. Da überfiel sie oft eine ungewöhnliche Bangigkeit und Beklemmung. Lange Zeit gab sie sich Mühe, das vor ihrem Gottfried zu verbergen. Aber endlich war sies nicht mehr im Stande. Sie fiel ihrem Gottfried in die Arme, schluchzte laut und stieß den Seufzer aus: Ach Gottfried, wenn mich unser lieber Herr Gott nur nicht von Dir wegnimmt! Gottfried konnte lang nichts reden. Endlich sammelte er alle seine Kraft zusammen, und suchte sie zu beruhigen. Aber bald brach ihm selber wieder das Herz; Er gieng in der Stube auf und ab, und rang die Hände. Nun fielen ihm erst wieder die Erzählungen der Meister Zäune-

rinn ein, wie viel sie bey ihren Geburten ausgestanden habe. Den nächsten Sonntag dräuf gieng er mit seiner Rosine zum heiligen Abendmahl. Noch nie hatte er das Sakrament mit solcher Andacht und Innbrunst empfangen, wie diesesmal. Aengstlich sah nun das junge, liebevolle Paar dem entscheidenden Zeitpunkte entgegen. Sie suchten einander wechselsweise aufzurichten und zu stärken; Sie versprachen einander und gelobten sich heilig, sich in alle Fügungen der Vorsehung christlich und gelassen zu schicken, alles mit Geduld und Dank anzunehmen, und dann zagten sie wieder, und rangen oft fast mit der Verzweiflung. Wenn Rosine nur über Kopfweh oder Rückenschmerzen klagte, so wußte Gottfried schon kaum mehr was er that, und rief Meister Zäunern und sein Weib und die Nachbarinnen zusammen. Er war in einem recht kläglichen Zustand.

Eines Tages wurde er in ein Bürgershaus geholt, um da mit seinem Gesellen verschiedenes zu arbeiten. Er mußte sich über drey Stunden lang da aufhalten, und war beynah eben vollends mit der Arbeit fertig, als eine Weibsperson ganz ausser Athem hergesprungen kam, und ihm sagte: Er soll eilends heimkommen; Rosine sey in Kindsnöthen. Er wurde todtenblaß, ließ den Hobel aus der Hand fallen, und sprang, ohne erst sein Kamisol anzuziehen, fort, und eilte seinem Hause zu. Hastig stürzte er sich in die Stube. Da lag seine Rosine auf dem Bette, blaß, entkräftet, und mit kaltem Angstschweiß auf der

Stirne,

Stirne, neben ihr das neugebohrne Kind. Gottfried! rief sie ihm mit matter Stimme, streckte die eine Hand nach ihm aus, und wieß mit der andern auf das Kind. — Wie ist Dir? sag, wie ist Dir? rief er bebend aus. Mir ist ganz wohl, war die Antwort. O Gottlob! Gottlob! rief er aus, hub seine Hånde zum Himmel auf, und drůckte dann seiner Rosine die Hand, neigte sich über sie hin, und Thrånen stůrzten ihm aus den Augen auf ihr Gesicht. Und was ist das Kind? Ein Knåblein? sagte er drauf, hub es in die Hôhe, und drůckte es mit den Worten an sein våterliches Herz: O Gottlob, Gottlob! O Du lieber, lieber kleiner Engel! — Die Hebamme und die andern Weiber hiessen ihn nun vom Bette weg gehen, damit die Wôchnerinn Ruhe habe, und von ihrer Arbeit und Entkråftung sich erholen kônne. Er lief immer in der Stube hin und her, und war ganz ausser sich. Bald hub er Augen und Hånde zum Himmel auf, bald lief er wieder an das Bette, und betrachtete mit sorgsam forschendem Blick bald sein Weib, bald wieder das Kind, das schlief, und gab ihm einen sanften Kuß auf sein unschuldiges Gesicht. Hundertmal fragte er Rosinen, ob ihr auch wohl, recht wohl sey? Und wenn sies eben bejahet hatte, so fragte er sie gleich im nåchsten Augenblicke wieder, so daß ihm die Weiber es nochmals verwiesen, daß er ihr gar keine Ruhe lasse.

Nun war ihm erst recht wohl, da die Angst, die ihn so lang gedrůckt hatte, von seinem Herzen weggenommen war. Er arbeitete nun mit noch

froherm

froherm Muthe, und es gieng ihm auch alles weit besser von Statten. Wenn er am Morgen in die Stube kam, und seine Rosine, und seinen Jakob — so ließ er das Kind, nach seinem Vater, in der Taufe nennen — auf ihrem Arm oder an ihrer Brust liegend sah, so durchschauderte ihn ein nie vorher noch gefühltes Entzücken. Wenn er dann seinem Weib und seinem Kind einen Kuß gab, und in seine Werkstätte hinabgieng, so trat er mit freudigem Dank gegen Gott seine Arbeit an, und that alles mit weit froherm Herzen; Denn, dachte er, was ich verdiene, das ist zum Besten meines lieben Weibs und meines lieben Kindes, das mir Gott gegeben hat. Oft zogs ihn von seiner Arbeit weg. Er flog hinauf in die Stube, plauderte einige Augenblicke mit Rosinen, herzte und liebkoßte seinen Knaben, und gieng dann mit neuer Lust und neuem Eifer wieder an die Arbeit. — Acht Tage lang befand sich Rosine in ihrem Wochenbette vollkommen wohl. Aber nun bekam sie einen Friesel, der gefährlich werden zu können schien. Ein paar Nachbarinnen und die Kinderwärterinn sagten zwar, es habe nicht viel zu bedeuten, und schlugen allerley Hausmittel vor, die Rosine brauchen sollte. Aber Gottfried war voll ängstlicher Besorgnis; Er bath Rosinen, keins der vorgeschlagnen Mittel zu brauchen, und erinnerte sie an die Mittel, die der Scharfrichter ihr gegeben hatte, und woran sie fast gestorben wäre. Es ist besser, sagte er, man thut noch zu rechter Zeit dazu, und schickt nach dem Doktor. Augenblicklich schickte er auch einen reu-

tenden

tenden Bothen nach dem rechtschaffnen Doktor von Altenstetten. Dieser kam auch nach drey Stunden. Kaum trat er ins Zimmer, so sagte er: Aber lieben Leute, das ist ja in Eurer Stube eine Hitze, die kaum ein gesunder Mensch aushalten kann. Wenn einem auch nichts fehlt, so kann er hier eine Krankheit holen, und die arme Frau da solls in ihrem dicken, schweren Bett aushalten? Muß sie nicht alle ihre Kraft durch den Schweiß verlieren, und fast in der dicken Luft ersticken? Es muß, glaub ich, eine halbe Klafter Holz im Ofen stecken. Laßt gleich etliche Scheiter heraus nehmen! Wenns nur nicht kalt im Zimmer ist, so ists schon warm genug. — Drauf gieng er, nachdem er sich erst den Schweiß von der Stirne weggewischt hatte, ans Bette zu der Kranken hin, befühlte ihren Puls, und fragte sie um allerley Dinge, welche ihm Erläuterung von ihrer Krankheit geben konnten. Gottfried sah ihm dabey mit ängstlich forschender Miene ins Gesicht, als ob er alles draus heraus lesen wollte, was er über ihren Zustand denke. Der Doktor sagte: Noch sey die Krankheit nicht aufs höchste gestiegen. Es sey gut, daß man ihn bey Zeiten gerufen, und noch keine andre Mittel, die oft mehr verdürben als gut machten, gebraucht habe. Er hoffe, daß ihr mit Gottes Hülfe gewiß noch zu helfen sey. Und nun verschrieb er ihr ein Rezept, und gab ihr zugleich Regeln, wie sie sich verhalten sollte. Er versprach in zwey Tagen wieder zu kommen, nnd nahm seinen Abschied. Gottfried gab ihm das Geleit unter die

Hausthüre und fragte ihn nochmals auf sein Gewissen, ob die Krankheit doch ja nicht gefährlich sey? Der Doktor sagte: Nein; Wenn sich Rosine nur recht gut halte.

Nun verließ der bekümmerte junge Mann das Bette seiner Frau fast keinen Augenblick, erkundigte sich des Tages wohl hundertmal nach ihrem Befinden, wischte ihr den Schweiß von der Stirne, gab ihr selbst die Arzneyen auf den gesetzten Augenblick ein, und bethete gemeinschaftlich mit ihr um ihre Genesung. Gott erhörte auch die Wünsche des braven jungen Paars, und Rosine fieng an, sich zusehends wieder zu bessern. Der Doktor kam versprochnermassen nach zween Tagen wieder, und versicherte, daß die Kranke nun wieder ausser aller Gefahr sey. Gottfried drückte ihm für diese frohe Nachricht mit der herzlichsten Dankbarkeit die Hand, und konnte sich kaum halten, ihm nicht um den Hals zu fallen.

Zwölftes Kapitel.

Der brave Doktor von Altenstetten eröfnet seine Gedanken über die Art, mit der man die armen jungen Kinder behandelt.

Mit Rosinen besserte sichs nun vollkommen, und sie bekam bald die verlohrnen Kräfte wieder; Aber der kleine Jakob, den die Mutter wegen ihrer Krankheit nicht mehr säugen konnte,

konnte, wurde jetzt ein wenig krank, und Rosine war darüber sehr bekümmert. Da der Doktor nach vier Tagen wieder kam, ward er also wegen des Kleinen auch zu Rath gezogen. Die Kinderwärterinn saß eben bey ihm an der Wiege, und stopfte ihm sehr dicken, festen Milchbrey ein, den sie vorher in ihrem, beynah völlig Zahnlosen Mund kaute. Der Knabe war ganz fest in Windeln eingeschnürt; Auch die Hände und Füsse waren eingebunden, so daß sich das arme Geschöpf nicht im geringsten rühren konnte, und sobald es zu weinen anfieng, ward es in der Wiege aus aller Macht hin und her geschauckelt. Der Doktor sah das eine Zeitlang mit an, schüttelte drauf den Kopf und sagte: Ach, das arme Kind! Ich wundre mich nun im geringsten nicht, daß es nicht gesund ist. Wie wär es auch möglich, da man so barbarisch mit ihm umgeht? Seht einmal, Meister Walther! Da stopft man dem Knaben seinen Magen voll mit Brey, der so schwer und dick ist, daß Ihr, wenn Ihr auch den halben Tag dabey hobelt und Euch tüchtig ausarbeitet, ihn doch kaum im Stande wäret zu verdauen. Und damit dem armen Kinde vollends alle Kraft benommen wird, den Kleister zu verdauen, so schnürt man es noch ein, daß es kaum Athem holen, Hand und Fuß kaum regen kann, und wie ein Klotz da liegen muß. Ich möchte sehen, wie wir eine zehnmal leichtere Speise verdauen würden, wenn wir dabey den ganzen Tag im Bette liegen müßten, und man uns dabey noch zusam-

men schnürte, daß wir Hand und Fuß nicht regen könnten? Und da trillt man oben drein noch den armen Gefangenen in seinem Kefícht hin und her, daß ihm schwindlich werden, und er ganz töbisch im Kopf werden muß, und es nur ein Wunder ist, wenn der Magen nicht die Speise alle wieder von sich giebt. Wahrlich, ein Gesunder könnte das nicht lang aushalten, geschweige dann ein schwaches, krankes Kind. — Aber, hab ichs nicht gesagt? Seht, da bricht es schon den Brey wieder von sich. Kurz, wenn ich Euch guten Rath geben soll, und Ihr Euer Kind nicht selbst umbringen, oder wenigstens ein schwaches, hinfälliges Geschöpf aus ihm ziehen wollt, das durch jedes Lüftchen umgeworfen wird, so stopft es nicht mehr mit so schwerem, unverdaulichem Brey! Gebt ihm dafür Zwieback, und leichte Süppchen von feinem weissem Brod, in Wasser oder Milch gekocht! Das kann es verdauen, aber wahrlich diesen Mehlteig nicht. Und wenn es Kräfte kriegen und erstarken soll, so packts nicht wie einen Heering in die Windeln und die Wiege ein! Laßt den Buben seine Hände brauchen! Dadurch wird er stark, und die Ausdünstung wird befördert. Schmeißt die Läufel von der Wiege weg, und schaukelt den Kleinen nicht mehr so unbarmherzig hin und her! Er wird ja dadurch nur töbisch und zuletzt ein Dummkopf. Was die Krankheit anbetrift, die hat so viel nicht zu bedeuten. Ich will ihm ein Säftchen verschreiben, das bald würken soll, wenn ihm der Magen

gen nur nicht mehr so jämmerlich zugeleimt wird.

Gottfried versprach, er woll alles so machen, wie's der Doktor vorgeschrieben habe, dankte ihm für seinen guten Rath, und begleitete ihn unters Haus. Noch eins, sagte da der Doktor, muß ich Euch rathen, das ich vor der Kinderwärterinn nicht sagen mochte, daß Ihr sie die Speisen nicht mehr erst in ihrem Munde kauen laßt. Würd es Euch nicht zum Eckel seyn, eine Speise zu geniessen, die vorher in einem Mund hin und her gekaut wird, in dem nur noch ein paar halbe, faule Zähne stehen? Könnt Ihr glauben, daß ein Essen gesund sey, das erst mit einem fremden, vielleicht ungesunden Speichel vermischt worden ist? Aber mit den armen Kindern geht man um, als ob sie keine Menschen wären, oder schon eine eiserne Gesundheit hätten, da sie doch noch so schwach sind. — Es ist wahr, Herr Doktor, sagte Gottfried; Aber ich habs eben bisher nicht so überlegt. Künftig solls in meinem Haus gewiß nicht mehr geschehen. —

Gottfried ließ nun augenblicklich den kleinen Jakob von den Windeln, in die er bisher eingepanzert gewesen war, losmachen, nahm die Läusel von der Wiege weg, und befahl, man soll dem Knaben künftig keinen Mehlbrey mehr kochen, sondern leichte Süppchen. Aber nun hatte er einen harten Strauß auszustehen. Die

Kinderwärterinn sagte, sie habe nun schon mehr als funfzig Kindern gewartet, und es noch nie anders gemacht, als wie bey seinem Jakob. Das seyen lauter Grillen, was der Doktor da geschwatzt habe. Die Alten seyen doch auch kluge Leute gewesen, und haben sich nie dergleichen Possen einfallen lassen. Der Brey sey die einzige und beste Nahrung für ein Kind; Bey seinen Brodsüppchen werde der kleine Jakob die Auszehrung bekommen. Auch werde Meister Gottfried bald sehen, wie das Kind ohne Windeln mit Händen und Füssen ausschlagen, und sich selbst verletzen und Schaden thun werde. Wenn man es nicht wiege, so könns kein Mensch zum Schweigen bringen, und man müsse ganze Nächte durch seinetwegen auf sitzen und dgl. Gottfried sagte nichts, als er woll es so; Der Doktor müsse das doch besser verstehen. Und drauf gieng er in seine Werkstätte hinab, um dem Geschwätz auszuweichen.

Das wäre nun gut gewesen; Aber damit war die Kinderwärterinn nicht zufrieden. Sie wendete sich nun an Rosinen, die von dergleichen weiblichen und alten hergeerbten Vorurtheilen noch gar nicht frey war, und wußte ihr durch ihre Redseligkeit den Kopf so warm zu machen, daß sie endlich sagte: Ja, es sey wahr; Solche Neuerungen seyen gar nichts nutz; Sie woll ihrem Mann zureden, daß er wieder davon abstehe. Nun kamen ein paar Nachbarinnen dazu,

und

und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, da sie hörten, was Gottfried für unerhörte neue Sachen anfangen wolle, und den kleinen Jakob uneingewickelt da liegen, und die Läufel von der Wiege weggenommen sahen. Das sey himmelschreyend, sagten sie, wie man jetzt mit den armen Kindern umgehe; Rosine könn es in Zeit und Ewigkeit, vor Gott und Menschen nicht verantworten, wenn sie das zugebe und ihrem Mann nicht durch den Sinn fahre. Sie sagten ihr tausend Dinge von dem Nutzen des Mehlbreys, der Windeln und des Wiegenschauckelns vor, und zählten tausend Arten von Uebeln an den Fingern her, die dem Kind zustossen würden, wenn mans nach der neuen Art behandle. Sie wollten auch schon halb und halb wahrnehmen, daß das Kind ganz entstellt aussehe, seit es losgewickelt sey; Und weil es eben gerade schrie, und mit den Händen etwas zappelte, so sagten sie, es werde augenblicklich einen Bruch bekommen, wenn man es nicht gleich wieder einbinde. Dadurch jagten sie Rosinen solche Angst ein, daß sie der Kinderwärterinn befahl, das Kind augenblicklich wieder einzuwickeln, wdlches diese mit der grösten Bereitwilligkeit und Behendigkeit that.

Der Knabe schrie nun noch weit heftiger, und zwar so stark, daß ihn Gottfried, der eben auf dem Boden droben ein Brett holen wollte, hörte und in die Stube kam, um zu sehen was ihm fehle. — Was soll das seyn? rief er;

Warum ist der Knabe wieder eingewickelt? Er bekam drey Antworten statt Einer. Alle Weiber schrien auf Einmal zusammen: Was er denke? Was er da für Neuerungen anfange? Sie alle, und ein jeder ehrlicher Christenmensch in Erlenburg sey auch mit Mehlbrey auferzogen, auch in Windeln eingewickelt, und in der Wiege geschauckelt worden; Und sie seyen alle davon gekommen. Freylich, sagte Gottfried; Wenn man die Gestorbenen nicht dazu rechnet. Aber man ließ ihn nicht zu Wort kommen. Alles stürmte auf ihn los. Wenn nur die Mannsleute, hieß es, aus den Kindbetterstuben wegbleiben, und sich nicht in Dinge mischen wollten, die die Weiber zehnmal besser verstehen müssen! Es regnete eine Menge von Vorwürfen, mitunter zuweilen auch Schimpfwörtern auf den armen Gottfried, und er wußte sich am Ende nicht anders zu helfen, als daß er die Nachbarinnen bath, sie möchten doch erst vor ihrer eignen Thüre kehren, und sich nicht in fremde Dinge mischen! Das nahmen denn die Weiber so hoch auf, daß sie mit ziemlich unhöflichen Ausdrücken sein Haus verliessen, und sich betheuerten, sie wollten keinen Fuß mehr über seine Schwelle setzen. Aber, setzten sie, mit auf die Hüften gestemmten Händen und vorwärts gebogenem Körper, hinzu, er werde sehen was für Unheil alle noch aus den Einfällen herauskommen werde, die ihm der Doktor ins Ohr gesetzt habe.

Gottfried war froh, daß er nur in seinem Hause wieder einmal frey Athem holen konnte. Er

redete nun mit seiner Rosine, und stellte ihr vor, wie sie sich doch von den Weibern habe so einnehmen lassen können, eh sie noch eine Probe gemacht habe, ob seine Vorschläge für das Kind gut oder schlimm seyen? Wenn die Probe nicht gut anschlage, so könne mans ja immer auf den alten Schlag fortmachen u. s. w. Rosine gestand, sie habe sich durch die Weiber übertäuben lassen, und versprach, sie wolle sich nun ganz nach seinem Willen bequemen. Das Kind wurde also von seinen leinernen Banden wieder losgemacht, und hörte bald drauf auf, zu schreyen. Auch wurden ihm nun statt des Mehlbreys leichte Süppchen nach dem Rath des Doktors gekocht, und der Knabe wurde nach ein paar Tagen wieder frisch und munter, und die kleine Unpäßlichkeit, die er vorher gehabt hatte, war gehoben.

Allein die Kinderwärterinn wollte sich in diese neue Art, den Kleinen zu behandeln, durchaus nicht fügen. Sie machte immer greulich stürmische Gesichter, murmelte beständig etwas in sich hinein, und drohte mehrmals, wenn man sie nicht mit dem Kind umgehen lasse, wie es ihr beliebe, so könne sie nicht länger im Haus bleiben, und nehm ihren Abschied. Gottfried wurde des ewigen Brummens endlich müde. Er besprach sich mit seiner Rosine, sagte ihr, es werde besser seyn, wenn sie, da sie selber jetzt wieder ganz hergestellt sey und alles Hausgeschäfte verrichten könne, ein junges Dienstmädchen annehme, das Ausgänge

und andre kleine Geschäfte verrichten könne. Rosine ließ sich das gefallen, und Gottfried zahlte der Kinderwärterinn den Lohn aus, und sie nahm mit spöttischen Reden und am Ende noch mit Schimpfwörtern ihren Abschied.

In kurzer Zeit war nun durch die dienstfreundliche Vorsorge der beyden Nachbarinnen und der vor den Kopf gestoßnen Kinderwärterinn das ganze Städtchen voll von den abgeschmacktesten Erzählungen von Gottfrieds neuer Art, seinen Knaben zu behandeln, und von den schröcklichen Folgen davon, welche sich bereits an dem Knaben offenbahrten. Dort erzählte eine Nachbarinn der andern: Der kleine Jakob sey so mager und abgezehrt wie ein Todtengerippe, und das komme blos von der elenden Suppenkost her. Hier lispelte eine Gevatterinn der andern ins Ohr: ob sie auch schon gehört habe, daß Gottfrieds Kind, weil es nicht in Windeln eingewickelt sey, sich bey Nacht in die Höhe gehoben habe, und da sey es dann aus dem Bette herausgestürzt, und habe sich ein paar Rippen entzwey gefallen. Noch eine andre wollte wissen, der kleine Jakob habe sich bereits einen Bruch geschrien, und werde nächster Tagen dran sterben. Und so giengen noch zwanzig andre abentheuerliche Erzählungen im Städtchen herum; Und da ward denn immer tüchtig auf das junge Ehepaar geschimpft. Indessen aber wuchs der kleine Jakob auf, wie eine Weide am Bach. Er ward täglich munterer und stärker.

ker. Der freye Gebrauch seiner Glieder gab ihm Kräfte, die sonst Kinder von seinem Alter gewöhnlich nicht haben. Die gesunde Nahrung erhielt seine Säfte frisch, beförderte ihren freyen, ungehinderten Umlauf, und machte sein Fleisch fest und seine Knochen stark. Der Kleine ward auch, nach dem Rath des Doktors, frühzeitig an die frische Luft gewöhnt, und fleissig auf die Gasse getragen; Und da wunderten sich alle Erlenburgerinnen höchlich, und konnten schlechterdings nicht begreifen, wie der Knabe so gesund und stark seyn könne, da er doch nicht mit Mehlbrey auferzogen, nicht in Windeln eingefesselt und nicht in der Wiege geschauckelt und getrillt worden war. Der kleine Jakob konnte auch schon auf die Füsse stehen, da die andern Kinder von seinem Alter noch nicht einmal ihren Kopf gerad und aufrecht halten konnten. — Dieses Kind war nun Gottfrieds und Rosinens einzige und gröste Freude. Ganze Stunden lang schäckerte sein Vater mit ihm, und empfand unnennbares Vergnügen, wenn der Knabe ihm zulächelte, oder ihm mit seinen kleinen, zarten Händen im Gesicht herum krabbelte. Wenn die beyden Eheleutchen im Feyerabend so beysammen sassen, und das Kind Rosinen auf der Schooß lag und schlummerte, da besprachen sie sich mit einander über die künftige Erziehung des Knaben, gelobten einander heilig zu, ihn zu allem Guten treulich anzuhalten, und zu einem rechtschaffenen Mann heran zu ziehen. Sie stritten oft darüber, was der Knabe einmal

werden sollte. Rosine meynte, es sey das Beste, wenn er seines Vaters Handwerk lerne. Gottfrieden aber stund der Sinn schon höher, und er sprach vom Lateinischlernen und studieren. Denn er konnte es nun einmal doch nicht ganz vergessen, daß er selbst in seiner Jugend ein kleiner Lateiner und Gelehrter war, und bedauerte oft, halb im Scherz und halb im Ernst, daß ihn sein Vater nicht habe fortstudieren lassen. Er würde, meynte er, einen ganz andern Pfarrer abgegeben haben, als des Stadtschreibers Sohn, und als Benjamin, des Pfarrers Sohn, der jetzt um jeden elenden Schuldienst sich bewarb. So gerieth das junge Ehepaar oft in einen kleinen freundschaftlichen Streit über die künftige Erziehung und die Lebensart, die der kleine Jakob wählen sollte. Sie stritten oft so lebhaft, als ob Jakob morgen schon zu einem Handwerk, oder zum Studieren sich entschliessen müßte. Sie bauten die schönsten, herrlichsten Schlösser in die Luft, bis endlich der kleine Jakob, durch ihre zu laute Freude aufgeweckt, zu weinen anfieng, und sie wieder dran erinnerte, daß er erst ein Vierteljahr alt, und es also noch Zeit genug sey, sich drüber zu berathschlagen, was er künftig einmal werden soll.

Drey=

Dreyzehentes Kapitel.

Wie Gottfried mit Rosinen zum Herrn Baron von Rochliz auf sein Schloß hinauszieht, und daraus allerley Ungemach für ihn und sie entsteht.

Um diese Zeit bekam Gottfried wieder einen Brief von einem sehr reichen Baron in der Nachbarschaft, der ihn unter den annehmlichsten und vortheilhaftesten Bedingungen zu sich auf sein Schloß hinaus einlud, um da verschiedne künstliche Tischlerarbeiten zu verfertigen. Gottfried konnte sich zwar kaum entschliessen, Rosinen und seinen Knaben wieder zu verlassen. Aber doch stach ihm der grosse Gewinnst in die Augen, den er dabey zu machen hoffte. Er sagte also zu seiner Frau: Rosine, ich denk, ich nehme die Einladung doch an, und ziehe zu dem Herrn Baron hinaus. Es ist viel dabey zu gewinnen. Das wollte nun Rosinen durchaus nicht gefallen. Sie fieng an zu weinen, und bath ihn aufs dringendste, dießmal daheim zu bleiben. Umsonst! Er hatte seinen Kopf drauf gesetzt, und wollte zu dem Baron.

Rosinen that das schmerzlich weh, daß er auf ihre Bitten so wenig gab. Sie schwieg zwar, weinte aber in der Stille, und fieng an, mit ihrem Gottfried zu maulen, wie mans nennt. Das merkte Meister Zäuner, da sie Abends drauf in seinem Zimmer bey einander sassen. Unter

Euch

Euch ist etwas vorgefallen, fieng er an. Es giebt da trübe Augen, und das Maul hängt weiter herab, als sonst. Nur mit der Sprache heraus! Was ist vorgefallen zwischen Euch? Ich will Friede stiften. Da muß man bey Zeiten dazu thun. Wenn man so etwas einmal hat einwurzeln lassen, da kanns kein Henker mehr heraus bringen. Alte Schäden heilen langsam, oder gar nicht. Was ist vorgefallen? — Gottfried und Rosine wollten lange mit der Sprache nicht heraus. Sie wurden roth, und blickten jedes vor sich hin. Es hat nichts gegeben, sagte eines nach dem andern. Endlich sagte Gottfried: Nun, ich kanns ja sagen. Ich kann beym Baron von Rochliz viel verdienen, und will auf die Woche zu ihm hinaus. Und da ist mein Weib so närrisch, und wills nicht haben, und fängt an zu maulen. — Sie hat Recht, sagte Meister Zäuner; Vollkommen Recht, und ist gar nicht närrisch, Vetter Gottfried! Seit Du bey dem Junker draussen warst, steckt Dir das Baronenwesen immer im Kopf. Du wirst am Ende selber noch ein Junker werden. Bleib im Lande, und nähre dich redlich! So heißts in der Bibel. Das Herumziehen taugt den Gukuk nicht. Du hast hier im Städtchen gnug zu thun, und Dein ehrliches Auskommen. Da muß man die täglichen Kundleute, das die besten sind, abweisen, oder von einer Zeit zur andern aufziehen, daß sie endlich ungeduldig werden, und schmarotzt indessen bey den Junkersleuten herum. Gieb Acht; Eh Du Dichs versiehst, husch! ist ein

neuer

neuer Tischlermeister im Städtchen, und schnappt Dir die Kunden weg. Dann klag den Junkern Deine Noth! Sie werden Dich hübsch ins Fäustchen 'nein auslachen. Wässert Dir vielleicht das Maul nach ihren Braten, wovon Du zuweilen einen Knochen abkriegst, und nach ihrem Wein, wovon sie Dir manchmal, wenn sie recht gnädig sind, ein Gläschen voll hinreichen? Dann ists freylich etwas anders. Aber wenns den Handwerksmann nach Wein und Braten und Kapaunen lüstet, dann gute Nacht, Handwerkszeug und Verdienst und ehrliches Auskommen! Dann wird aus dem reichen Handwerksmann ein armer Herr, der mit all seiner Herrlichkeit zuletzt in den Hospital wandert. Und das ists eben, warum mirs auch nicht gefallen will, daß Du in den vornehmen Häusern leben und herum schmarotzen sollst. Wenn man dann wieder heim kommt, und soll seine Wassersuppen essen, und mit Hausmannskost vorlieb nehmen, da wills einem nirgend mehr schmecken; Da riechen einem immer Braten und junge Hühner in die Nase, und man wird zuletzt ein Prasser und ein Habenichts. Das ist dann das Ende vom Lied, wies schon bey so vielen war. Bleib Du lieber, wo Du bist, und laß Dir von mir und Rosinen rathen!

Diese treue, gutgemeynte Vorstellung des ehrlichen Meister Zäuners war Wasser auf Rosinens Mühle. Sie stellte ihrem Gottfried nochmals in Güte vor, er möchte sie doch nicht verlassen!

sen! Und dieser, der, wie wir wissen, sehr lenksam und nachgiebig war, ließ sich auch bald überreden, da zu bleiben, und schrieb dem Baron von Rochliz: Er könne nicht wohl abkommen; Er habe daheim viele Arbeit, und dazu noch Weib und Kind, von denen er sich nicht gern trenne. Es bring ihm mehr Schaden als Vortheil, wenn sein Weib eine eigene Haushaltung führen müsse, u. dgl. mehr.

Rosine war nun aus der Maassen vergnügt, daß die Sache so erwünscht abgelaufen sey, und ihr Gottfried sich so bald wieder habe herum lenken lassen; Auch machte ihm Meister Zäuner ein paar Lobsprüche darüber. Allein nach drey Tagen kam der Baron von Rochliz in eigner Person mit einem Reitknecht vor Gottfrieds Haus hergeritten, stieg vom Pferd, und gieng in die Werkstätte, als eben Rosine mit ihrem Kind auch drinnen saß. Baron Rochliz war ein junger, ansehnlicher, lebhafter Herr, und besonders ein großer Liebhaber vom weiblichen Geschlecht; Daher er auch Rosinen, die noch immer sehr gut aussah, zuerst grüßte, sie mit einem scharfen Blick betrachtete, und sich dann erst zu Gottfried wendete, der ehrerbietig, mit der Mütze in der Hand, auf der Seite stund. Er redete ihn sehr herablassend und gnädig an, und sagte ihm, er sey gekommen, ihn mit aller Gewalt zu überreden, zu ihm auf sein Schloß hinaus zu kommen. Er habe schon so viel Rühmliches von ihm und seiner

Kunst

Kunst gehört. In dem Augenblick betrachtete er einen Schrank, an dem Gottfried eben arbeitete, lobte diesen ungemein, und kützelte dadurch Gottfrieds Eigenliebe nicht wenig. Zugleich that er ihm den Vorschlag, ihm noch zwanzig Thaler über den, anfangs vorgeschlagenen Akkord mehr zu geben, und drang in ihn, sich nun augenblicklich zu erklären, daß er zu ihm hinaus kommen wolle! Gottfried wußte selbst nicht, was er sagen sollte, zupfte bald an seiner Kappe, sah bald seine Rosine an, und stotterte endlich die Worte heraus: Ich verlaß eben ungern Weib und Kind. Die Haushaltung will doch .... Ey, sagte Baron Rochliz, der ihm in die Rede fiel; Da ist bald Rath, Meister! Er bringt Frau und Kind mit hinaus, und schließt indessen die Werkstätte zu. Wenns sonst an weiter nichts fehlt, dann ist alles richtig. Uebermorgen schick ich meinen Wagen herein. Es soll seiner Frau bey mir nichts abgehn. — Gottfried sah sich nun gefangen, und konnte weiter nichts mehr einwenden. Der Baron blieb noch etwan eine halbe Viertelstunde da, lobte Gottfrieds Arbeiten, spielte mit dem kleinen Jakob, sah dabey Rosinen ein paarmal von der Seite scharf ins Gesicht, und gab sogar dem Knaben einen Kuß, alles mit dem gröſten Anstand. Drauf nahm er sehr gnädig Abschied, sagte nochmals, in zween Tagen woll er seinen Wagen schicken, setzte sich aufs Pferd, sah sich noch einmal nach Rosinen um, die mit Gottfried unter der Thüre stand, lupfte

sehr

Herr! sagten Gottfried und
ls sie wieder in die Werkstätte
so gemein, als ob wir seines
— Wie er alles so genau an=
zufrieden war! sagte Gott.
wie er den Jungen küßte! fiel
rt; Der Kleine fuhr anfangs
er sah, daß seiner Excellenz so
fieng er auch zu lachen an.
Engel? Hiemit gab sie ihrem
— Und die zwanzig Thaler
nehmen, fuhr Gottfried fort.
ltung, sagte Rosine, brauchen
ichts. — So plauderte das
ch lange fort, verlohr sich in
es Barons, und träumte von
die sie erst draussen auf dem
rden. Nur war Rosine in
ß sie so wenig weisse Wä=
be, und beschloß, Morgen
er, Halstücher, u. dgl. zu

der Feyerabendstunde eben ihre
ammen, als Meister Zäuner
und sagte: Nun erzählt mir
nn der vornehme Herr, der
r? War es etwan einer von
— Freylich, der Herr Baron
selber!

...Gnade, und daß sie übe
aus kommen sollen, und er
werd abholen lassen. —
närrisch worden? fieng nun M
und schalt sie recht tüchtig aus.
doch der Hochmuthsteufel noch
sine hat sich auch anstecken lassen
Kompliment, das der Baron no
ab zu Ihr gemacht hat, das ha
Kopf gesetzt? Ja, ja! Es n
nes da heraus kommen! Go
noch an Deinem Weib Ehr u
Meinetwegen! Ich habe das
hab Euch ehrlich gewarnet. W
ten guten Freund, ders redlich
hören will, dann kann er sein N
bin freylich kein Baron; Sonst
mein Wort gegangen. O, i
Doch, halts Maul, Meister
diesen Worten gieng er erzürn
die Stubenthüre hinter sich zu.
wunderlicher Mann! sagten Got
Man mags machen wie man
nicht recht. Man muß ihn nu

Rosine war nun den ganze
ihrer Wäsche und mit Zurüstung
schäftigt. Gottfried suchte auch
len den nöthigen Handwerkszeug
brachte alles in Ordnung.
diesen Tag gar ni...

selber! riefen beyde zugleich, und erzählten von seiner Gnade, und daß sie übermorgen zu ihm hinaus kommen sollen, und er sie in einer Kutsche werd abholen lassen. — Seyd Ihr denn gar närrisch worden? fieng nun Meister Zäuner an, und schalt sie recht tüchtig aus. Endlich hat Euch doch der Hochmuthsteufel noch besessen, und Rosine hat sich auch anstecken lassen? Gelt, das feine Kompliment, das der Baron noch vom Pferd herab zu Ihr gemacht hat, das hat Ihr den Raps in Kopf gesetzt? Ja, ja! Es wird noch was schönes da heraus kommen! Gottfried, Du wirst noch an Deinem Weib Ehr und Freud erleben! Meinetwegen! Ich habe das Meinige gethan, hab Euch ehrlich gewarnet. Wenn man einen alten guten Freund, ders redlich meynt, nicht mehr hören will, dann kann er sein Maul halten. Ich bin freylich kein Baron; Sonst wäre man eher auf mein Wort gegangen. O, ich möchte . . .! Doch, halts Maul, Meister Zäuner! — Mit diesen Worten gieng er erzürnt weg, und schlug die Stubenthüre hinter sich zu. — Es ist ein wunderlicher Mann! sagten Gottfried und Rosine. Man mags machen wie man will, so ist ihms nicht recht. Man muß ihn nur gehen lassen. —

Rosine war nun den ganzen andern Tag mit ihrer Wäsche und mit Zurüstungen zur Abreise beschäftigt. Gottfried suchte auch mit seinem Gesellen den nöthigen Handwerkszeug zusammen, und brachte alles in Ordnung. Meister Zäuner ließ diesen Tag gar nichts von sich sehen.

Den folgenden Morgen um neun Uhr kam die Kutsche des Baron von Rochliz, mit vier Pferden bespannt, vor Gottfrieds Haus. Während des Aufpackens versammelte sich ein großer Theil der Erlenburgischen Weiber und Kinder vor dem Haus. Sie gafften bald den schönen Wagen, bald die Pferde, bald den Kutscher, seinen schwarzen Schnurrbart, und den silbernen Wappenschild an seinem Arm an, und zischelten einander ins Ohr, was das geben werde? Meister Zäuner gieng aus dem Haus. Gottfried und Rosine wollten von ihm Abschied nehmen. Er aber schnurrte nur an ihnen vorbey, und gab keinem kein Gehör. Als sie endlich wegfuhren, sah seine Frau oben aus dem Fenster heraus und weinte. In allen Gassen, wo sie durchfuhren, sprang jedermann ans Fenster und gaffte. Eine Nachbarinn rief zu der andern: Wer ist das? Wo geht das hin? Und hinterdrein wurden spöttische und boshafte Anmerkungen in Menge gemacht.

Die Pferde flogen nun mit dem jungen Ehepaar und dem kleinen Jakob und dem Gesellen über die Wiesen und Felder hin. Rosine, die in ihrem Leben noch nicht weiter als eine Stunde von Erlenburg weggekommen war, konnte sich nicht genug umsehen, und war ganz ausser sich über den Anblick der Wälder, Berge und fruchtbaren, mit Dörfer besäeten Ebenen. Sie hielt immer ihren Jakob aus dem Kutschenschlag, um sich auch recht umzusehen. Aber der Knabe weinte fast in Einem weg, weil er das Fahren nicht gewohnt war.

Nach drey Stunden kamen sie in Rochliz, auf dem Gute des Barons an. Er war so gnädig, selber an die Kutsche zu kommen. Ein Bedienter machte den Schlag auf, und half Rosinen aus der Kutsche. Der Baron bezeugte seine Freude über ihre Ankunft, führte sie in das Zimmer, das er ihnen zum Aufenthalt angewiesen hatte, dessen Pracht und Bequemlichkeit Rosine, die dergleichen nie gesehen hatte, mit großen Augen anstaunte, und drauf führte er die beyden Leutchen in das Speisezimmer, gab sich auch viel mit dem kleinen Jakob ab. Man trug prächtiges Essen auf, und ausser dem guten Tischwein wurde nach dem Essen auch noch fremder Wein aufgetragen, der Gottfrieden ungewöhnlich lustig machte. Der Baron war die Gütigkeit und Gnade selber, besonders gegen Rosinen und ihren kleinen Jakob. Nach Tische führte er sie auf seinem Schloß und im Garten herum. Alles erregte Rosinens Bewunderung. Beyläufig wurde Gottfrieden seine künftige Arbeit angewiesen. Als das junge Paar Abends allein beysammen auf seinem Zimmer war, da war Rosine ganz voll von den feurigsten Lobeserhebungen des Barons und seiner Gnade. Auch Gottfried stimmte mit in dieses Lob ein, und prieß sich glücklich, einen solchen Kundsherrn gefunden zu haben. Er rechnete schon in Gedanken den Gewinnst aus, den er auf diesem Schlosse machen werde.

Den Morgen drauf trat Gottfried seine Arbeit an, und Rosine gieng indessen, ihren kleinen

Jakob auf dem Arm, mit dem Baron im Garten und dem daran stossenden Wäldchen, das mit singenden Nachtigallen und andern Singvögeln angefüllt war, spatzieren. Zu Mittag mußte Gottfried wieder mit dem Baron speisen, und des Abends auch. Der Baron sah ihm oft bey der Arbeit zu, lobte seine Geschicklichkeit sehr, und machte dadurch den Tischler ganz von Eigenliebe trunken.

Das gieng so etliche Tage fort. Rosine ward mit jedem Tag vergnügter, und ihr Gottfried auch. Sie hielt den Baron für den liebreichsten, gnädigsten Herrn, rühmte ihn als einen solchen gegen ihren Gottfried, und merkte in ihrer Unschuld und Freude nicht, daß der Baron noch etwas mehr als höflich und gnädig gegen sie sey. Er machte anfangs ihrem Jakob, und nachher auch ihr selbst verschiedene Geschenke, unter andern verschiedne Kleidungsstücke von seiner verstorbnen Mama, Weißzeug, und eine zierliche gesteckte französische Haube. Er suchte sie oft auf ihrem Zimmer heim, spielte da mit ihrem Knaben, küßte ihn, ließ oft, wie von ohngefähr, seine Hand auf die ihrige fallen, sie eine Zeitlang drauf ruhen, und sah ihr oft mit einem vielsagenden Blick, aus dem aber Rosine nichts Arges ahndete, ins Gesicht. So oft das Wetter gut war, machte er mit ihr einen Spatziergang bald da, bald dorthin, und übergab indeß den kleinen Jakob einer Schloßmagd; Auch führte er sie ein paarmal in seiner Jagdchaise spatzieren. Gottfrieden ließ er nicht mehr allemal an seinen Tisch

kommen, sondern schickte ihn bald auf dieses bald auf jenes benachbarte Dorf, um da Holz einzukaufen, so daß Gottfried oft einen halben, ja auch manchmal einen ganzen Tag abwesend seyn mußte. Am Abend erzählte ihm Rosine dann immer, wie vergnügt sie heut den Tag hingebracht habe, und hoffte, ihm dadurch eine Freude zu machen, welches anfangs auch geschah.

Den nächsten Sonntag schlug der Baron dem jungen Paar vor, in die Kirche zu gehen, und als sie darein mit Freuden willigten, so sagte er, Rosine soll doch die gesteckte Haube aufsetzen. Dieser konnte nichts willkommner seyn, als ein solcher Vorschlag. Gottfried machte anfangs einige Einwendungen und sagte, solch ein Aufzug schicke sich gar nicht für ein gemeines Handwerksweib. Sie aber lag ihm mit Bitten und Schmeicheleyen an, setzte, wie im Scherz, die Haube auf, und sagte: Gottfried, sieh einmal, steht mir die Haube denn so übel? Gottfried sah sein Weib an, und da gefiel sie ihm in ihrem neuen Putz so wohl, daß er die Schwachheit begieng und ihr nicht nur erlaubte, sondern sie auch bath, die Haube aufzusetzen. Er sah auch in der Predigt mehr sein Weib an als den Prediger. Auch die ganze Gemeinde hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit, und guckte immer in den Stuhl, wo Rosine saß, so daß es der Pfarrer merken mußte, und ihm jedermann ansah, daß er böse darüber sey.

Rosine wurde nun nach und nach immer bekannter mit dem Baron, und fand so viel Wohlge-

gefallen an ihm, daß sie fast immer um ihn zu seyn wünschte. Zwar kam ihr nicht ein Schatte vom Gedanken an Untreue oder eine verbothne Lust in ihr unbescholtnes Herz; Aber sie war ein Weib und eitel, und in des Barons Gesellschaft fand ihre Eitelkeit Nahrung. Sie konnte nichts unerlaubtes dran finden, gern um den Baron zu seyn; Denn dieser hielt sich noch immer in den Schranken, und hielt seine Absichten so versteckt, daß sie nichts davon argwohnte.

Gottfried hingegen war so ruhig nicht. Es schoß ihm zuweilen plötzlich das Blut ins Gesicht, wenn er sein Weib an der Hand des Barons zu ihm her kommen, eine Viertelstunde sich bey ihm verweilen, sie so freundlich mit einander sprechen, und dann in den Garten, oder auf das freye Feld hinaus spatzieren sah. Das Herz wurd ihm schwer; Es war ihm nirgends wohl; Hunderterley Gedanken fuhren ihm durch den Kopf; Voll Unruhe dacht er: Was mögen sie jetzt wohl mit einander reden und treiben? Ein Zittern fuhr ihm durch alle Glieder; Er konnte nicht mehr fort arbeiten, ließ den Handwerkszeug fallen, und lief hin und her, als ob er etwas suchte, ohne doch zu wissen, was?

Sobald solche Gedanken ihm in den Kopf gestiegen waren, nisteten sie sich immer tiefer ein, vermehrten sich und grieffen immer weiter um sich. Er hatte nirgends keine Ruhe, wurde übellaunisch und verdrüßlich, und wußte nicht wo er hinblicken

cken sollte, wenn ihm Rosine mit dem Baron wieder unters Gesicht kam. Er laurte nun voll Argwohns auf jeden Blick, auf jedes Wort Rosinens. Wenn sie dem Baron, oder dieser ihr ins Gesicht sah, so war ihm das ein Stich durchs Herz; Oft ward er feuerroth, und sein Herz schlug stärker. Jedes Wort, das Rosine in Gegenwart des Barons sprach, schien ihm verdächtig und Geheimnis- und Bedeutungsvoll zu seyn; Oft glaubte er, man stichle offenbar auf ihn und hab ihn zum Besten. Wenn er mit Rosinen allein war, so hatte er nicht das Herz, ihr ins Gesicht zu sehen. Wenn sie munter war, so ärgerte er sich darüber, und hielt eine unerlaubte Freude für die Ursache davon. Wenn sein Weib schon lange tief und ruhig schlief, so wachte er noch bis nach Mitternacht an ihrer Seite, wälzte sich bald hin und her, und folterte sich selbst mit tausend quälenden Vorstellungen. Jedes Lob, das jetzt Rosine dem Baron gab, schnitt ihm wie ein Dolch ins Herz. Es war ihm immer, als ob sies dem Baron auf seine Kosten gebe und ihn dabey verachte. Er hätte lieber einen Todfeind loben hören. Jedes Geschenk, das jetzt der Baron Rosinen machte, kam ihm als ein neuer Raub an seiner Ehre vor; Wenigstens wars allemal ein Raub, der an seiner Ruhe begangen wurde. Kurz, er war von Grund der Seele eifersüchtig.

Das dauerte ohngefähr acht Tage so fort und nun konnte Gottfried es nicht länger mehr aushalten. Er beschloß endlich, mit Rosinen drüber

zu reden und ihr seine Bedenklichkeiten und Besorgnisse mitzutheilen. Es ward ihm leichter ums Herz, sobald er diesen Vorsatz gefaßt hatte; Aber da er ihn nun ausführen wollte, fiel ihms wieder wie ein Stein aufs Herz. Er wollte immer anfangen zu reden, und die Worte stockten ihm gleich wieder in der Kehle; Er fieng an zu husten, nahm sich nochmals vor zu reden, und schwieg wieder. So giengs ihm zween Abende nach einander, wenn sie allein auf ihrem Zimmer waren. Er ward auf sich selbst unwillig, schalt sich einen Thoren, daß er nicht gerad heraus rede, und thats doch nicht.

Endlich faßte er am folgenden Sonnabend Nachts vor Schlafengehen ein Herz, und brachte seine Sache vor, nachdem er wieder lange vorher mit sich selbst gestritten hatte. Rosine! sagte er, indem er das Licht auslöschte und sich niederlegte; Hör, ich hätte Dir etwas zu sagen; Es liegt mir schon lang auf dem Herzen; Aber Du must mirs nicht übel nehmen. Rosine, über diesen Anfang, und den stotternden, zitternden Ton, mit dem er es vorbrachte, betroffen, sagte: Nun, so red! Es wird ja doch nichts Böses seyn? — Das nicht; versetzte er; Aber im Kopf krabbeln thut mirs doch. Sag mir offenherzig, was hältst du von dem Baron? —— Je, das weist Du ja, erwiederte sie hastig; Er ist gar ein lieber, gnädiger, herablassender Herr, ist die Güte selber. — So redete sie noch ein paar Minuten lang in Einem Athem zum Lobe des Barons fort.

Gottfrieden

Gottfrieden glühte dabey die Stirne, und seine Lippen zitterten. Also nichts als lauter Lob? sagte er endlich bebend; Und Du bist ganz von ihm eingenommen? O, so hab ich Recht! So hat mich meine Ahndung nicht betrogen! Er ist ein Verführer, und Du hast Dich von ihm fangen und verführen lassen. O, ich wollte, daß ..... Rosine fiel ihm bebend ins Wort: Gottfried, was ist das? Um Gottes, Jesu willen, wer hat Dir solche Grillen in den Kopf gesetzt? — Grillen? rief er. Ah, wenns Grillen wären ...! Aber es ist Wahrheit, pure, lautre Wahrheit! — Rosine, ihrer Unschuld sich bewußt, gerieth in Heftigkeit und Feuer. Wie? rief sie: Ich hätte mich verführen lassen? Das ist gelogen, schändlich gelogen! Der Baron hat mir noch nie nichts Böses angemuthet. Er ist gewiß ein braver, rechtschaffner Herre, ein galanter Herre, und Du thust ihm Unrecht. — Nun, so lob ihn! rief Gottfried mit verbißner Wuth. Lob ihn nur! Du hast vollkommen Recht. Ich weiß nun alles; Weiß jetzt mehr noch, als ich vorher wußte. O ich Narr! Mit diesen Worten schlug er sich vor die Stirne, sprang aus dem Bett, warf seinen Roquelaure um sich, riß den Fensterflügel auf und sah hinaus ins freye Feld. Rosine weinte und schluchzte indessen im Bette. Das ihr zugefügte Unrecht schmerzte sie tiefer als die fürchterlichsten körperlichen Schmerzen. Ihre Unschuld war gekränkt; Und das thut einer edeln Seele weher, als jedes andre Unrecht. Sie wollte anfangs reden und ihren Gottfried wieder zu besänftigen su-

chen, als er aber immer zum Fenster hinaus pfiff und auf sie nichts achtete, da erweckte das Bewußtseyn ihrer Unschuld bey ihr jenen edeln Stolz, der sich in sich selbst verschließt und schweigt, und lieber alles mit sich anfangen läßt, als sich vertheidigt.

Da unterdessen Gottfried von seiner ersten Hitze wieder etwas kühl geworden, und zu sich selbst gekommen war, da gieng er in dem Zimmer auf und ab, und wartete drauf, daß Rosine ihn anreden sollte. Weil sie aber, aus der vorhin angeführten Ursache, schwieg und vielmehr drauf wartete, bis er sie anreden würde, da hielt ers für Trotz, oder auch für Zeichen ihrer Schuld und ward noch wüthender als vorher. Er sah wieder zum Fenster hinaus; Die Gegend, die im hellen Mondschein heiter vor ihm ausgebreitet da lag, kam ihm düstrer als ein Grab vor; Er biß sich auf die Lippen, knirschte mit den Zähnen, und verwünschte sich, sein Weib, und den Baron am meisten. Wilde Eifersucht nagte wie eine giftige Schlange an seinem Herzen, und ein blinder Irrthum machte ihn zu einem der unglücklichsten Geschöpfe. Das Feuer, mit dem Rosine, freylich unbedachtsam gnug, den Baron so sehr erhoben und gelobt hatte, ließ ihn gar nicht zweifeln, daß sie von der strafbarsten Liebe gegen ihn brenne, und er wünschte sich, lieber nicht zu leben, als in einem solchen Zustand. — So brachte er unter tausend quälenden Vorstellungen zwo Stunden unter dem Fenster zu, bis die Glocke auf dem Kirchthurm Eins schlug, und er sich von Kälte

ganz

ganz erstarrt und von Wuth und innerm Grimm ganz abgemattet fühlte. Da warf er sich endlich, in den Roquelaure gehüllt, aufs Bette hin, in dem seine Rosine, auch von Gram und vielem Weinen abgemattet, erst vor einer halben Stunde eingeschlummert war. Er hoffte auf Ruh und Schlaf; Aber nur vergeblich.

Am Morgen drauf stund er frühzeitig auf, redete aber kein Wort mit Rosinen, die auch schon erwacht war und aufstand. Sie war jetzt auch stutzig und trotzig worden, und weil sie ihrer Unschuld sich bewußt war, sprach sie nichts, und dachte, Gottfried, der sie auf eine so ungerechte Art beleidigt habe, müsse nun zuerst zu reden anfangen, und sie um Verzeyhung bitten. Weil er aber keinen Laut von sich gab, ward sie endlich bös, und fand ein geheimes Vergnügen drinn, ihm wehe thun zu können. In dem Augenblicke kam der Kammerdiener des Baron, mit dem Auftrag seines Herrn, sie Beyde zum Kaffeetrinken abzuholen, und dann, setzte er hinzu, wolle der Baron mit ihnen in die Kirche gehen. Es ist ganz gut, sagte Rosine; Und der Kammerdiener gieng wieder fort. — Wie? rief Gottfried, Du willst mit dem Baron in die Kirche gehen? — Warum nicht? versetzte sie; Wir gehn ja alle Sonntage in die Kirche. Nun, so geh! sagte Gottfried, und konnte vor Wuth nicht weiter reden. Rosine zog sich indessen an, und setzte die gesteckte Haube auf. Gottfried aber rannte indeß in den Garten hinab, lief da wüthend auf

und ab, und biß sich vor innerm Unmuth die Lippen wund. Rosine gieng indessen auf das Zimmer des Barons, und dachte, ihr Mann werde schon noch nachkommen. Man schickte auch deßwegen einen Bedienten zu ihm. Er gab aber diesem harte Reden, und sagte, er gehe nicht in die Kirche. Unter welchen innerlichen Kämpfen Gottfried jetzt seine Zeit zugebracht haben mag, mag sich der geneigte Leser mehr denken und vorstellen, als ich es beschreiben kann. Die Untreue seines Weibes war nun in seinem Sinn so gut als ausgemacht und richtig. Er sann auf nichts als auf Rache, und am Ende stürzten ihm heisse Thränen aus den Augen.

Während dieses bittern Kampfes ihres Gottfrieds gieng Rosine, mit nicht minder schwerem und beklemmtem Herzen, an der Seite des Barons in die Kirche. Ob sie gleich vor ihrem Manne sich theils gleichgültig, theils erzürnt angestellt hatte, so war ihr Herz im Grunde doch voll Bekümmernis und Liebe. Sie war auch in der Kirche so bewegt, daß sie ihren Kummer nicht verbergen, und die Thränen nicht zurückhalten konnte. Jedermann sah deßwegen auf sie, und der Prediger ward darüber so aufgebracht, daß er sogleich nach der Predigt zu Gottfried schickte, unter dem Vorwand, er woll ihm einen Schrank zeigen, an dem etwas auszubessern sey. Kaum war aber Gottfried allein bey ihm auf der Stube, so fieng er sogleich davon an, ob er auch wohl schon das Aergernis wisse, das sein Weib und ihr

Umgang mit dem gnädigen Herrn seiner ganzen Gemeinde gebe? Jedermann im Dorfe, Jung und Alt spreche davon, und wenn sich das Ding nicht bald ändre, so dring ihn sein Amt, nächsten Feyertag öffentlich dagegen zu predigen. Er machte nun mit allerley Mährchen dem, ohnedieß genug schon aufgebrachten Gottfried den Kopf so warm, daß dieser in der äussersten Wuth sein Haus verließ und sich betheuerte, er wolle dem Ding bald ein Ende machen. So kam er aufs Schloß und stürzte sich in das Zimmer, wo der Baron eben Rosinen, welche weinte, bey der Hand hielt, und in sie drang, ihm die Ursache ihrer Traurigkeit zu entdecken.

Dieser Anblick erregte Gottfrieds Wuth natürlich noch mehr. Schimpfend lief er auf den Baron zu, und machte ihm und seinem Weib die härtesten Vorwürfe, sagte auch gerade heraus, der Baron sey ein Ehrenschänder und Verführer. Dieser wurde hitzig, wollte anfangs gar auf Gottfried losgehn und ihn schlagen. Als ihm aber dieser drohte und sich mit geballter Faust entgegen setzte, befahl er ihm, Augenblicks mit Weib und Kind sein Schloß zu verlassen. Gottfried that das auf der Stelle, und Rosine folgte ihm mit ihrem kleinen Jakob weinend in das Wirthshaus nach. Sie wollte ihm noch Vorstellungen machen; Aber er nahm keine an, bestellte sich ein Essen, und sagte, in zwo Stunden müssen wir das Dorf hinter dem Rücken haben. Er schickte nach seinem Gesellen, ließ durch diesen seinen

Handwerkszeug, und was er sonst mit sich gebracht hatte, zusammen packen, und bestellte sich bey dem Wirth einen Wagen. Dieser aber gab, so wie die andern Bauren, keinen Wagen her, weil sich alle vor der Rache des Barons fürchteten. Morgen, sagte er, fahre sein Knecht nach der Stadt; Da woll er in der Stille seinen Handwerkszeug und das übrige mit auf den Wagen laden lassen; Ihn selbst und sein Weib und Kind aber könn er nicht mit darauf nehmen; Denn der gnädige Herr würds ihn hundertmal entgelten lassen. Gottfried wußte also keinen andern Rath, als daß er sich nach Tisch, ohngeachtet der brennenden Hitze, zu Fuß auf den Weg machte. Rosine folgte ihm mit rothgeweinten Augen, und den kleinen Jakob auf dem Arm, und der Geselle gieng mit seinem kleinen Bündel auf dem Rücken, neben ihr daher. Gottfried gieng immer voran, und sprach kein Wort. Als er wieder etwas kühler und gesetzter wurde, kam ihms freylich ein paarmal in den Kopf, er möchte zu schnell und hitzig gewesen seyn, und seiner Rosine zu viel gethan haben. Aber eine Art von unrecht verstandnem Stolz, der bey den Männern nicht selten ist, erlaubte ihm doch nicht, mit dem Reden anzufangen; Und Rosine glaubte sich zu sehr beleidigt, als daß sie anfangen könnte. Lieber trug sie ihren Jakob immer auf dem Arm, ob es ihr gleich bey der strengen Hitze und dem langen Weg oft fast unausstehlich wurde, bis sich endlich der Geselle ihrer erbarmte, und ihr den Kleinen abnahm.

So kam denn das unglückliche, durch Mißverstand und Eigensinn betrogne Paar endlich Abends, nicht lange vor der Dämmerung wieder in Erlenburg vor seinem Hause an. Wie erstaunte Meister Zäuner, der eben aus dem Fenster sah, als er sie nicht nur so unvermuthet wieder ankommen, sondern auch Rosinen so verändert, nehmlich in einer Art von Kontusche und einer gesteckten Haube auf dem Kopf sah! So aufgebracht er über sie gewesen war, weil sie gegen seinen Rath zu dem Edelmann hinausgezogen waren, so konnt er doch seine Neugierde nicht zurückhalten, und lief augenblicklich zu ihnen in die Stube. Was ist das? rief er; Woher so bald? Und was ist das für ein Plunder, Meister Tischlerinn, den sie da umgehangen hat? Ist sie etwann gar Baroninn worden? Rosine weinte, riß die Kontusche vom Leib und die Haube vom Kopf, und Gottfried, der Meister Zäunern fürchtete, und nun allgemach seine Uebereilung einzusehn, und derselben sich zu schämen anfieng, schlich sich weg, und in seine Werkstätte hinab. Rosine fieng nun auf Zäuners Zureden an, ihm mit tausend Thränen alles zu entdecken. Hab ichs nicht gesagt? rief nun dieser. Hab ich nicht vollkommen Recht gehabt, daß mit den Baronsleuten gar nichts anzufangen ist? Bleib ein jedes auf seiner Miste, das ist von jeher mein Sprüchlein gewesen. Freylich, sie hat groß gefehlt, Baas Rosine, daß sie dem Lecker so Gehör gegeben, allerley Geschenke von ihm angenommen, und ihn gar noch ihrem Mann ins Gesicht hinein gelobt

hat.

hat. Das muß ein Weib nie thun, wenn der Mann Grillen im Kopf hat. Aber Gottfried ist doch noch ein grösser Narr als Sie, wenn Sie mirs nicht übel nimmt. Wo ist denn der Hasenfuß? Ich wills ihm sagen, und ihm bald wieder den Kopf zurecht setzen. Ist er drunten? — Rosine bejahte es, bath aber Meister Zäunern weinend, ihren Mann doch nicht hart anzufahren! — Ey, ich muß am besten wissen, was ich zu thun habe, sagte dieser, und sprang in die Werkstätte hinab. Gottfried stund da ganz zerstört und weinend, und erschrack, als Meister Zäuner in die Stube trat. Dieser las ihm tüchtig den Leviten, stellte ihm das Unrecht vor, das er Rosinen gethan hatte, und führte ihm die ganze Sache so zu Gemüth, daß Gottfried in die heftigste Bewegung kam, und mehr als sechsmal hinter einander ausrief: Ach, wenn mir Rosine nur vergeben kann und mich noch ansieht! Dafür lass jetzt mich sorgen, Vetter Gottfried! sagte Meister Zäuner, und gab ihm die Hand. Es ist mir lieb, daß Du Dein Unrecht endlich einsiehst, und erkennst, daß Du ein Narr gewesen bist. Da quält Ihr einander, und am Ende muß sich jedes selbst auslachen. Komm nur in die Stube hinauf! Ich habe mit Rosinen schon geredt; Und sey ferner kein so Starrkopf mehr! Gottfried folgte nun Zäunern mit schwerem Herzen, und langsamen Schritten die Treppen hinauf nach, und in die Stube, wo Rosine eben ihren Jakob ins Bett legte. Kommt, gebt Euch die Hände, und versöhnt Euch! sagte Zäuner.

Beyde

Beyde stunden errôthend und mit niedergeschlagnen Augen einander gegen ûber; Keines wagte es, dem andern ins Gesicht zu sehen. Endlich sagte Gottfried: Da Rosine! Hier ist meine Hand. Kannst Du mir verzeyhen? Rosine konnte kein Wort vorbringen; Sie ôfnete ihre Arme, sank ihrem Gottfried an die Brust und verbarg ihr thrânendes Gesicht dran. Meister Zâuner mußte auf die Seite gehen; Denn auch seine Augen wurden feucht. Nun, setzt Euch! sagte er hierauf, und erzâhlt einander, wie die Sachen sind, und was ein jedes auf dem Herzen hat! So werdet Ihr bald einsehn, daß es euch im Kopf gefehlt hat. —

Gottfried erzâhlte nun, wie sein Argwohn nach und nach entstanden sey, wie Rosinens Lob auf den Baron, und der Pfarrer ihn darinn bestârkt habe, u. s. w. Sonst aber, setzte er hinzu, kônn er nicht begreifen, wie er jemals so etwas Bôses von ihr habe denken kônnen? Wenn sies ihm nur verzeyhe . . . . ! Und wenn Du mir nur auch verzeyhst! fiel ihm hier Rosine weinend in die Rede. Ach, ich hâtte den Baron nicht loben und entschuldigen sollen. Aber es geschah, Gott weiß es, ohne daß ich etwas Arges dabey dachte. O ich hatte immer Dich so lieb, wie an unserm Hochzeitstag; Deß ist Gott mein Zeuge. — Genug, Kinder! sagte Meister Zâuner; Was brauchts da noch viel Betheurens? Aber merkt Euch das: Man muß nie dem Argwohn trauen; Denn er kommt vom bôsen Feind her. Der Argwohn, sagten unsre gottseelige Vor-

fahren, ist des Teufels. Aber man muß auch auf seiner Huth seyn, (hiebey sah er Rosinen an) daß man nicht Gelegenheit zum Argwohn giebt. Wenn ein Mann dem Weib eines andern gute Worte giebt, und um sie herum schwänzt, so hat er selten viel Gutes im Sinn; Und wenn ihm das Weib Gehör giebt, und es wurmt dem Mann im Kopf, so ist sie selber daran schuldig und mags haben; Und wenn ein gemeiner Mann, wie unser einer, sich an große Herren macht, und sie lassen sich zu ihm herab, und essen Kirschen mit ihm, so muß ers auch haben, wenn sie ihm die Steine ins Gesicht schnellen. Dein Profit wird wohl nicht groß seyn, Vetter Gottfried, den Du beym Baron gemacht hast? — Gottfried wurde roth, und sagte, er wisse gar nicht, ob er etwas kriege? Die Versäumnis dürf er nicht einmal rechnen. — Nun, so merk Dirs auf ein andermal, sagte Meister Zäuner, und wünschte Beyden eine gute Nacht.

Gottfried und Rosine schlossen nun einander in die Arme, und gaben sich den Aussöhnungskuß. Beyde waren innerlich so bewegt, daß sie kaum reden konnten. Eins erzählte dem andern, wie viel es während dieses Mißverständnisses ausgestanden und gelitten habe; Und eins bath das andre deßwegen um Verzeyhung. Auch versprachen sie einander heilig, künftig alles Mißtrauen gegen einander gänzlich aus dem Herzen zu verbannen.

Den folgenden Morgen brachte der Knecht des Wirths in Rochliz den Handwerkszeug und

das übrige Gepäcke Gottfrieds, und zugleich einen Brief von dem Kammerdiener des Barons, worinn dieser meldete, sein Herr sey zwar noch sehr ungnädig auf ihn; Doch hab er aus besondern Gnaden beschlossen, nicht nur seiner Frau die ihr gemachten Geschenke zu lassen, sondern ihm noch ausserdem für seine Arbeit fünf Dukaten zu überschicken, die im Briefe mit beygeschlossen waren. — Ich habe den Henker von dieser Gnade! rief Gottfried unwillig aus, nachdem er diesen Brief gelesen hatte. Vier Dukaten hab ich wenigstens mit meinem Gesellen verdient, und um zwo Dukaten Zeit versäumt, und da soll ich nun den Plunder noch für eine Gnade halten! Rosine, pack die Haube und alles, was Dir der Baron geschenkt hat, zusammen, und schick ihms! Wir brauchen kein Geschenk von ihm. Rosine gieng auf ihre Stube und suchte die geschenkten Kostbarkeiten zusammen. Zwar that ihrs weh, sie wieder zurück geben zu müssen; Aber sie hatte nicht das Herz, sich etwas davon vor ihrem Mann merken zu lassen. Traurig sah sie die Haube, und die übrigen Herrlichkeiten noch einmal an, und packte sie zusammen. — Als sie drauf zu Mittag assen, wollte, nach dem Tische, den sie beym Baron gehabt hatten, keinem das Essen recht schmecken; Und doch that sich jedes Zwang an, um es vor dem andern nicht merken zu lassen. Es war lustig anzusehen, wie sie die Mäuler verzogen, und an jedem Bissen eine Minute lang kauten. Meister Zäuner, der eben in die Stube kam, merkte dieß, und lachte heimlich bey sich

 selbst,

selbst, konnte sich auch nicht enthalten, ein paar Anmerkungen, die sie wohl verstehen konnten, drüber zu machen.

Doch gewöhnten sie sich bald wieder an die alte Ordnung, und genossen nun wieder alle Freuden der häuslichen Glückseeligkeit, der ehelichen Liebe und der Genügsamkeit im reichlichsten Maasse. Gottfried arbeitete, und verdiente sich durch seinen Fleiß nicht nur sein täglich Auskommen, sondern konnte auch von Zeit zu Zeit einen Gulden zu einem Nothpfenning zurücklegen. Rosine versah das Hauswesen und gab sich mit ihrem kleinen Jakob ab, der zu ihrer Herzensfreude täglich zunahm, und ein rascher, muntrer Knabe wurde, voller Muth und Leben. Nur Ein Umstand störte noch Rosinens Ruhe. Gottfrieds Mutter hatte gehört, Rosine sey in einer gesteckten Haube wieder nach Erlenburg zurückgekommen. Und nun war sie so boshaft, im ganzen Städtchen die Erdichtung auszusprengen, der Baron habe sie zu seiner Maitresse gemacht. Diese Lüge kam auch vor Rosinens Ohren; Und nun härmte sie sich heimlich drüber ab, hatte aber nicht das Herz, ihrem Gottfried etwas davon zu sagen, um ihn nicht wieder an jene verdrüßliche Dinge zu erinnern.

Vierzehentes Kapitel.

Wie die fromme Rosine stirbt, und Gottfried Witwer wird.

Rosine stand nun wieder in der Hofnung, bald zum zweytenmal Mutter zu werden. Gottfrieds Freude darüber war, so wie die ihrige, unaussprechlich groß. Da die erste Niederkunft so glücklich von Statten gegangen war, so fühlten Beyde dießmal nicht so ängstliche Besorgnisse. Rosine war vollkommen gesund. Gottfried gieng an Sonn= und Feyertagen fleißig mit ihr spatzieren, und verschaffte ihr dadurch die, bey einer Schwangerschaft so nützliche und nöthige Bewegung. In dem letzten Monat ihrer Schwangerschaft mußte Gottfried auf ein benachbartes Dorf hinaus, um Bretter einzukaufen. Zwar trennte er sich ungern von seiner Rosine; Aber das Geschäfte ließ sich nicht aufschieben, sie war ganz gesund und wohl, und auf den Abend hoffte er, gewiß wieder heim zu kommen. Er gab ihr einen warmen Abschiedskuß, drückte sie mit Innbrunst an sein Herz, und gieng. Kaum war er drey Stunden fort, so bekam Rosine die Wehen. Man schickte nach der Hebamme, die das letztemal das Kind von ihr genommen hatte. Aber diese war zum Unglück krank, und man mußte eine Hebamme holen, die gar kein Geschick zu diesem wichtigsten Geschäfte hatte.

Es zeigten sich ausserordentliche Schwierigkeiten bey der Geburth. Die unnatürliche Lage, die

das Kind hatte, verursachte Rosinen die fürchterlichsten Schmerzen. Die Hebamme, die sich nicht zu helfen wußte, und die Sache doch verstehen wollte, riß das Kind endlich mit Gewalt von ihr. Es war ein todtes Knäblein; Und nach einer halben Viertelstunde starb die gute, fromme Rosine auch, nachdem sie noch zweymal den Namen ihres Gottfrieds ausgerufen hatte. Allgemeine Bestürzung und Traurigkeit herrschte nun im ganzen Hause. Wer im Städtchen davon hörte, bedauerte Rosinen, und hatte Mitleid mit Gottfried. Dieser kam gegen Abend wieder ans Thor, und eilte, um seinem geliebten, frommen Weib in die Arme zu sinken. Aber, Gott! welche Schreckenspost für ihn, als ihm eine Nachbarinn entgegen sprang und sagte: Wißt Ihr schon, daß Eure Rosine todt ist? — Jesus Christus! rief er aus, und taumelte zurück. Die Nachbarinn fieng ihn auf, und rief um Hülfe. Man trug ihn ohnmächtig in sein Haus. Erst nach einer halben Stunde brachte man ihn wieder zu sich selber. Er sah mit starren Blicken um sich her, fragte, wo er sey und was es gäbe? Eine allzudienstfertige Frau kündigte ihm zum zweytenmal die Todesnachricht an. Nunmehr fieng er an, zu wehklagen und zu jammern. Mit Tönen, die durch Mark und Bein drangen, rief er unaufhörlich fort: Ach mein Weib! Ach meine Rosine! Die Weiber wollten ihn trösten; Aber er nannte sie Narren und hieß sie schweigen. Man schickte nach dem Prediger. Auch von diesem wollte er nichts hören, und fuhr unaufhörlich fort zu

jam=

jammern. Der Pfarrer ward zornig, sagte, er habe den Verstand verlohren, und man müsse nach dem Doktor schicken. Dieß geschah auch, und der Doktor von Altenstetten kam noch Abends um Eilf Uhr. Dieser verordnete sogleich eine Aderlässe, und wich dem Kranken nicht von der Seite. Gottfried schlummerte endlich ein. Der Doktor ließ sich nun das todte Kind und seine todte Mutter zeigen. Er sah, daß der Mutter und dem Kind leicht hätte können das Leben gerettet werden, wenn die Hebamme nicht so ungeschickt gewesen wäre. Es tröpfelten dem rechtschaffenen Mann bey diesem Anblick ein paar mitleidige Thränen aus den Augen. Er sagte aber keinem Menschen nichts davon, damit Gottfried es nicht hören und noch trostloser werden möchte. Er gieng hierauf wieder an das Bette des unglücklichen Mannes, der noch immer schlief, befühlte seinen Puls, und fand, daß sein Blut nun wieder anfange regelmäßiger und ruhiger zu laufen.

Nach einer Stunde wachte Gottfried wieder auf, und sah den Doktor. Ach, rief er; Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, ist denn meiner Rosine gar nicht mehr zu helfen? Der Doktor zuckte, mit einem mitleidigen Blick, die Achseln. O Herr Doktor, rief Gottfried aus; Nicht wahr, auf der Welt ist kein unglücklicherer Mensch, als ich? — Und wer hats gethan, lieber Meister Walther? fragte der Doktor mit sanfter Stimme. Gottfried sah in die Höhe, und hub seinen Zeigefinger auf; Der da droben, sagte er. —

Und ist der nicht Vater? fragte der Doktor weiter. — Ja, Er ists, Er ists! rief Gottfried, verhüllte sein Gesicht in das Betttuch, und weinte heftig. — Der Doktor nahm ihn nun bey der Hand, und sprach mit ihm über die göttlichen Führungen, und brachte es nach und nach dahin, daß Gottfried seinen Schmerz in etwas mäßigte, und gelassener von seiner Rosine und seinem traurigen Verlust redete. Er litt zwar jetzt noch unendlich viel, aber er litts als ein Christ.

Da er sich den andern Morgen wieder etwas gestärkt fühlte, und der Doktor weggereißt war, ließ er nicht nach, bis man ihn in das Gewölbe, wo seine Rosine mit ihrem Kinde lag, führte. Er stand einige Augenblicke da, und betrachtete sie mit starrem, wie es schien, Empfindungslosem Auge. Dann sah er zum Himmel auf, schlug die Hände in einander, und stürzte sich, mit einem lauten Schrey über die geliebte Leiche hin. Meister Zäuner, der bisher stillschweigend, mit Kreutzweis über einander geschlagnen Händen da gestanden und den Leichnam betrachtet hatte, fuhr wie aus einem Schlummer auf, und zog Gottfrieden zurück, der sich aber sträubte, und sich nicht von dem Leichnam wegreissen lassen wollte. Endlich fiel er in eine Art von Gefühllosigkeit und Unthätigkeit, und ließ, wie ein Kind, alles mit sich anfangen, was man wollte. Nachdem man ihn wieder in die Stube gebracht hatte, klopfte jemand an die Thüre, und wie staunte Gottfried, als sein Vater in einem schwarzen Kleid herein trat!

O mein Sohn, mein Gottfried! rief der ehrliche Alte, drückte seinem Gottfried die Hand, und fieng heftig an zu weinen. Vater! sagte Gottfried; Gott vergelts Euch tausendmal, daß Ihr in meinem Jammer an mich denkt! O, nicht wahr, mir ists übel gegangen? Der Alte konnte nichts, als weinen. Nur zuweilen sagte er ein paar Worte: Er soll sich doch fassen! Denn es komme ja von Gott her. — Hat Euch, fragte Gottfried nach einiger Zeit, die Mutter doch zu mir gelassen? Weiß sies, daß Ihr da seyd? — Ja sie weiß es, antwortete der Alte; Sie hieß mich selbst zu Dir gehen, und hat mir befohlen, Dir zu sagen, daß sie Mitleid mit Dir habe. — Ach, versetzte Gottfried; Ich verdiens wohl; Selbst ein Stein muß Mitleid mit mir haben. — Als der alte Meister Walther wieder weg gieng, und ihn Meister Zäuner allein unter die Hausthüre begleitete, so verlangte er, Rosinen noch einmal zu sehen. Meister Zäuner führte ihn in das Gewölbe. Sieh, da liegt sie, sagte er. Der alte Walther lehnte sich auf seinen Stock. O du liebe, gute Rosine! sagte er; Ich that Dir wider meinen Willen vielen Kummer an. O vergieb mir und verklag mich nicht vor Gott! — Nun weinte er wie ein Kind, bis ihm Meister Zäuner sagte: Alles Jammern nütz jetzt nichts mehr; Er soll gehen.

Zäuner besorgte nun mit seiner Frau die Leichanstalten; Denn Gottfried war dazu völlig untüchtig. Er trug dem Gesellen auf, ein Baare zu machen, gieng zum Pfarrer und bestellte eine

Leichenpredigt, und brachte alles in Ordnung, so daß den nächsten Tag die Leiche gehalten werden konnte. — Was Gottfried dabey ausgestanden hat, wie die Chorschüler vor seinem Hause den Gesang anstimmten: Ach wie nichtig, ach wie flüchtig ist der Menschen Leben ꝛc. ꝛc. wie er hinter der Baare seiner so geliebten, frommen Rosine drein gieng, wie er nun an einer Ecke sie zum letztenmale sah, und sich nach dem Kirchenweg hinwenden mußte, wie er nach der Leichenpredigt wieder heim kam, und in seinem Haus alles so leer und todt fand, — alles dieß kann ich nicht beschreiben. Wer menschliches Gefühl hat, und wohl selbst schon einmal eine liebe Seele durch den Tod verlohr, kann dieß selbst weit besser fühlen; Und für andre ists ein unbeschreibliches Gefühl, ein Leiden, das mit Worten nie, auch nicht zur halben Hälfte, kann geschildert werden. Möcht es nie ein Mensch erfahren dürfen! — Gottfrieds Leben floß nun in düstrer Schwermuth und Betrübnis hin. Er verrichtete seine Arbeit ohne Lust; Alles auf der Welt war ihm entleidet. Wenn ich nur auch stürbe! Das war alles, was er sagte, wenn Meister Zäuner ihm Trost einsprechen wollte. Und was solls dann mit dem kleinen Jakob werden? fragte ihn hierauf gewöhnlich Meister Zäuner; Dann fieng Gottfried an zu weinen, und drückte das Kind mit den Worten an die Brust: Ach du arme, du verlaßne Waise! — Dieß dauerte so etliche Wochen, daß Gottfried, troz allem Zureden seines braven Vetters und auch seines Vaters, der ihn zuweilen besuch-

te, nichts von Trost und Aufmunterung hören wollte. Er gieng gar nicht aus dem Hause, nicht einmal in die Kirche. Manchmal wußte er sich selbst kaum mehr zu helfen, zumal wenn er an den Streit dachte, den er mit seiner seeligen Rosine wegen des Barons gehabt hatte. Dieß gieng ihm jetzt so sehr nach, daß er sich die bittersten Vorwürfe drüber machte, und oft beynah mit der Verzweiflung rang. Da nun alles freundliche Zureden nichts mehr nützte, da fieng Meister Zäuner an, einen ernstlichern Ton anzunehmen. Er sagte ihm, es sey unverantwortlich, daß er um sein Handwerk sich so wenig mehr bekümmre, und gar nicht drauf denke, daß er ein Kind habe, dem er einmal etwas hinterlassen müßte; Das Kind werde einst über ihn schreyen und mit seiner Mutter ihn am jüngsten Tage vor Gott anklagen. Ob er denn ein Heide sey, daß er so trostlos jammre, und wider Gott murren und sich gegen Ihn empören wolle? u. s. w. Gottfried weinte dann, und versprach, sich künftighin zu bessern. Er ließ sich nun auch vor den Leuten seine Traurigkeit etwas weniger anmerken, gieng auch wieder in die Kirche; Aber wenn er allein war, oder sein Jakob um ihn herum krabbelte, der nun nach und nach einige Worte zu stammeln anfieng, da überfiel ihn die Wehmuth wieder mit ihrer ganzen Kraft und drückte ihn zu Boden. Besonders war er dann immer fast trostlos, wenn er einen Sarg zu machen hatte. Manche Thräne floß ihm dann bey der Arbeit aus den Augen auf die Bretter und das Kreutz, das er drauf beitzte, und er konnte

sich des Gedankens nicht entschlagen: Dürft ich doch den nächsten Sarg für mich selbst machen, um bald zu meiner Rosine zu kommen!

Fünfzehentes Kapitel.

Wie Gottfried sich zu einer zwoten Heyrath mit Anna Meyerinn entschliessen muß.

Doch die Zeit, die alles ändert, brachte endlich auch nach und nach in Gottfrieds Herzen einige, wiewohl fast unmerkliche Aenderung hervor, und milderte den Kummer um Rosinen allgemach, so daß er schon manchmal wieder etwas frohere Augenblicke hatte. Freylich ward er noch wehmüthig, so oft er an seine Seelige dachte; Aber er dachte doch nicht mehr den ganzen Tag durch und in Einem fort allein an sie, sondern richtete auch seine Gedanken wieder auf die Arbeit, die er vor sich hatte, und erlaubte sich zuweilen mit seinem Jakob zu spielen, und über seine kindische, oft drollichte Einfälle und Handlungen manchmal zu lächeln, welches er bisher nicht gethan hatte.

Meister Zäuner hatte ihm gleich ein paar Wochen nach Rosinens Tod nur von weitem her zu verstehn gegeben, er müsse doch wieder auf eine Heyrath denken, weil sonst seine Haushaltung nicht bestehen könne. Dieß nahm Gottfried ihm gewaltig übel; Denn er hielt es, in der ersten Heftigkeit des Schmerzens, für Hochverrath,

urigkeit wieder die Vernunft zu herr-
fieng er selbst an einzusehn, daß
agd das Hauswesen nicht fort füh-
ß alles nur halb gethan sey, und be-
iebter Jakob ganz vernachläßigt wer-
o doch sich wieder um eine Ehehälf-
se. Zwar entsetzte anfangs sich sein
n Gedanken, wenn er ihn sich deut-
Aber doch sah er von Tag zu
, wie nothwendig eine neue Wahl

schon einmal gesagt, daß der alte
rn Gottfried nach dem Tode seiner
mal besucht und sich bemüht habe,
. Er setzte diese Besuche nicht nur
lud ihn auch allemal recht dringend
ch in seinem Hause zu besuchen.
dete ihm, wie man sich vermuthen
nlich ein, was wohl seine Mutter
ürde, da sie ja so böse auf ihn sey?
herte sein Vater ihn: Sie seys ei-
o sehr gewesen, und jetzt sey sies gar
Er solle nur ohne Anstand ihn besu-
tfried konnte nun den zudringlichen
s Vaters länger nicht widerstehen,
sich endlich, einmal diese Bitte zu
r gieng an einem Sonntag Nachmit-
Vaters Haus, und traute seinen
, wie ihn seine Mutter mit der grö-
hkeit bewillkommte. Sie sagte, sie

bedaur ihn wegen des Verlustes seiner Rosine recht von Herzen; Sie hätte längst gewünscht, mit ihr wieder gute Freundschaft zu halten, wenn ihr Rosine nur die Hand dazu hätte bieten wollen; Doch sie hoffe, daß er sie nun wieder ganz als seine treue Mutter ansehn werde; Sie woll ihm gewiß in allem dienen, wo sie könne, u. s. w. Auch erkundigte sie sich nicht allein nach dem kleinen Jakob, sondern ließ ihn auch durch ihre Magd her holen, herzte und küßte ihn, schenkte ihm Zuckerwerk und Geld und that ganz verliebt in den Knaben. Gottfried, der seinen Jakob wie seinen Augapfel liebte, war darüber ausser sich vor Freuden, und bedaurte nur, daß seine seelige Rosine diesen herzrührenden Auftritt nicht mit ansehn könne. Beym Abschied mußte er versprechen, fein bald wieder zu kommen.

Auf dem Heimweg weinte er beynah vor Freuden über diese glückliche Aussöhnung, und eilte, eh er noch auf seine Stube gieng, zu seinem Vetter Zäuner, um ihm seine Freude und die frohe Nachricht mitzutheilen. Er ward ganz bös, da Meister Zäuner seine Erzählung nicht nur kalt, sondern auch, wie es schien, mit Unwillen anhörte, und wards noch mehr, da der ehrliche Alte endlich anfieng: Lieber Vetter Gottfried! Man sieht wohl, daß es Dir noch an Erfahrung in der Welt fehlt. Du nimmst alles für baar Geld an. Siehst Du denn nicht, daß hier etwas dahinter stecken muß? Ich mag zwar, das weist Du, gar nicht gerne Böses von den Leuten denken; Aber

es giebt Leute, die selbst schuldig sind, daß wir ihnen nichts als Böses zutrauen können. Deine Mutter war von jeher eine Schlange, und ists noch. Ich kannte sie von Jugend auf, und sah sie niemals den geraden Weg gehn. Sie wirds wohl in ihrem Alter nicht erst anfangen. Kurz und gut, Vetter, daß sie jetzt so freundlich ist, da ists auf etwas angesehen, und ich glaub, auf eine Kuppeley; Denn darinn ist sie Meister. Heyrathen must Du wieder, und das bald; Das hab ich Dir ein paarmal schon gesagt. Du bist ein junger Mann, und könntest leicht auf allerley Einfälle kommen; Denn der Teufel ist ein Schelm. Wenn Du Dein Hauswesen fremden Leuten anvertraust, so sehen sie natürlich mehr auf ihren eignen als auf Deinen Nutzen. Eine Magd hat aufs Hausgeräthe nie so gute Aufsicht, wie ein Weib. Und selbst darnach sehen kannst Du nicht; Du verstehsts nicht, und must in der Werkstätte seyn. Und Dein Bube, ich will Dirs nur sagen, fängt schon völlig zu verwildern an. Also ein Weib must Du haben, das ist ausgemacht. Aber unter Weib und Weib ist ein großer Unterschied; Das ist auch ausgemacht. Heut zu Tag will ich in unserm Städtchen schneller einen weissen Raben finden, als ein Mädchen, das so ist wie sie seyn soll, um einen ehrlichen Mann glücklich zu machen. Eine, wie Rosine war, wüßt ich gar nicht anzutreffen. Sie sind alle schon voll Eitelkeit und böser Tücke. Ich habe schon immer hin und her gedacht und manche Stunde in der Nacht gar nicht geschlafen, um ein Weib für Dich aus-

auszusuchen. Endlich fiel mir des blinden Schlossers Christine ein. Das ist ein Mädchen, die hier ihres gleichen sucht. Sie ist fleissig, arbeitsam, und christlich erzogen. Sie macht den übertriebnen Kleiderstaat nicht mit, und hält sich fein ehrbarlich eingezogen. Freylich hat sie wenig, oder kein Geld. Aber dafür weiß sie auch nichts von dem albernen, vermaledeyten Prassen, und wird Dich desto eher für eine Ehre haben. Was nützt das Geld, wenn mans nicht regieren kann? Armuth hat schon manchen Christenmenschen vor Narrheiten und Sünd und Schande bewahrt. Da sie selber christlich auferzogen ist, so wird sie Deinen Jakob auch so auferziehen; Und wenn Du ferner fleißig bist, und gute Arbeit machst, so fehlt Dirs nicht am täglichen Auskommen. Hast Du Lust zu ihr, so sag mirs, ich will mit ihrem Vater drüber reden. O wie wird der arme, blinde Mann sich freuen! — Freylich wird Deine Mutter ein reicheres Mädchen auf dem Korn haben; Aber das ists eben, was ich fürchte. Geld ist eine gute Sache, wenn mans zu regieren weiß; Aber unsre reiche Mädchen heut zu Tage sind wie Kinder anzusehen, die mit etlich Groschen auf den Jahrmarkt kommen. Was sie sehn, das kaufen sie, und geben für Spielwerk hin, was und wie viel der Krämer dafür fodert. Ich habe Dir zwar nichts vorzuschreiben, Vetter Gottfried! Aber rathen muß ich Dir als Dein guter Freund und Vetter. — Gottfried erklärte sich, des blinden Schlossers Christine sey ihm immer als ein gutes, christlicherzognes Mädchen

chen vorgekommen. Sie gefall ihm recht wohl, und sey ihm lieber als ein reiches, aber nicht so gutes Mädchen. Nur müss' er vorher, eh ein Antrag an sie geschehe, seinen Eltern etwas davon sagen und sie um ihre Einwilligung in die Heyrath bitten. — Meinetwegen! sagte Vetter Zäuner unwillig. Aber nun seh ich schon voraus, wies gehen wird. Du bist ein guter Narr, und glaubst alles und thust alles, was man Dir vorschwatzt. Dir ist nicht zu rathen und zu helfen. Damit gieng er.

Gottfried dachte bey sich selbst: Mein Vetter ist doch ein recht wunderlicher Mann! Ich bin doch kein Kind mehr, und will mich von meiner Mutter gewiß nicht beschwätzen lassen. Aber sagen muß ichs meinen Eltern doch, um nicht wieder in neue Händel zu kommen. Ach, wenn eben nur meine seelige Rosine noch lebte, und ich mich um gar kein Weib umsehen dürfte! Eine solche krieg ich doch in meinem Leben nicht mehr.

Als er den folgenden Tag in einem Bürgershause das Stubengetäfel machen mußte, da kam Schlossers Christine, die eine gute Freundinn von der Tochter im Hause war, von ohngefähr mit ihrer Arbeit auch dahin, und blieb den ganzen Nachmittag da. Gottfried hatte sie zwar vorher dem äusserlichen Ansehen nach schon gekannt, und auch manches Gute von ihr rühmen gehört; Aber gesprochen hatte er sie noch nie, auch noch nie so in der Nähe sie gesehen, wie jetzt. Da sein Vetter sie ihm zur Frau vorgeschlagen hatte, so kann

man sich vorstellen, wie genau er sie jetzt mag betrachtet haben. Und je mehr er sie betrachtete, je länger er sie sprechen hörte, desto mehr gefiel sie ihm. Sie hatte nicht nur eine gute, einnehmende, sittsame Bildung, sondern redete auch sehr vernünftig, und verrieth in allen ihren Reden ein recht gutes Herz und wahrhaftig christliche Gesinnungen. Sie erzählte unter anderm von dem Unglück ihres Vaters, daß er nun schon seit sechs Jahren blind sey, und sich doch dabey so gut zu fassen wisse; daß sie ihm alle Morgen und Abende aus der Bibel vorlese, und er ihr dann das Gelesene erkläre und einschärfe und sie fromm zu seyn ermahne und sie vor dem einreissenden Wohlleben warne. Dieß erzählte sie mit so guter Art und so aus dem Herzen heraus, daß Gottfried dadurch gänzlich von ihr eingenommen wurde. Er gab auf sie und auf ihre Reden so viel Achtung, daß er den ganzen Nachmittag beynahe nichts arbeitete, und als die Feyerstunde schlug, erschrack, daß er noch so wenig gethan hatte. Es kam ihm noch viel zu bald vor, daß Christine schon wieder heim gieng, und er grüßte sie beym Abschied gar freundlich. Das ist ja eine trefliche Person, dachte er beym Heimgehn, und konnte an nichts anders denken als an sie. Sobald Meister Zäuner heim kam, erzählte er ihm mit großer Freude, er habe Christinen gesehen, und sie hab ihm ausnehmend wohl gefallen. Er wünsche nichts mehr, als daß sies zufrieden sey, ihn zu heyrathen. Er woll jetzt gleich zu seinen Eltern gehen und sie auch um ihre Einwilligung bitten. — Es sey

ihm lieb, sagte Meister Zäuner, daß Christine ihm so wohl gefalle; Aber, setzte er hinzu; Ich habe Dir gestern schon gesagt, Du wirst Dich von Deiner Mutter übertölpeln lassen. O bey Leibe nicht! sagte Gottfried; Ich will und muß Christinen haben. Sie ist gar zu brav. Meister Zäuner lächelte und sagte: Du hasts gut im Sinn, Vetter! Aber ich kenne Dich. Du hast zu wenig Herz, auf Deinem Sinn zu beharren, wenn Dir andre widersprechen.

Es gieng auch leider so, wie ihm sein Vetter voraus gesagt hatte. Er gieng zwar zu seinen Eltern, und eröfnete ihnen, daß er ein Aug auf Christinen habe. Aber seine Mutter ließ nichts daraus gehen. Sie hab ihm etwas bessres ausgesucht, sagte sie, und sie werde doch auch einmal ihren Willen haben dürfen? Christine möge wohl ein gutes Mädchen seyn; Aber sie sey bekanntlich blutarm, und müss ihren Vater ernähren, der, sobald er sie heyrathe, ihm zur Last liegen werde. Dafür strich sie nun ihre Baase, des Tuchmacher Meyers Anne aus der Maassen heraus. Sie sey schöner noch als Christine, sey eben so geschickt, noch weit besser erzogen, und bekomme, was das vorzüglichste sey, ausser einer kostbaren, zwölffachen Aussteuer, noch ein ansehnliches Heyrathsgut, und erbe einst noch mehr von ihren Eltern. Es ist alles ausgemacht, Gottfried! setzte sie hinzu. Dein Vater und ich ziehen in das obere Gemach; Du bekommst das halbe Haus und die Werkstätte, und ich setz einst Dich und Annen zum Erben ein

von allem, was ich habe. Kannst Du wohl ein grössres Glück verlangen?

Gottfried wollte nun zwar noch allerley Einwendungen machen; Als zum Exempel: Anne sey so sehr dem Staat ergeben; Christine gefall ihm nun einmal; Sie sey ein gar frommes Mädchen, und zugleich seys ein gutes Werk, wenn er sie heyrathe. Die Mutter aber ließ ihn nicht zu Wort kommen. Wenn er Annen nicht wolle, sagte sie, so mög er sehen wo er unterkomme. In ihr Haus nehme sie ihn nicht auf, und auf ihr Vermögen dürf er sich nicht die geringste Rechnung machen. Sein Vater redete nun auch drein. Er bath ihn, dießmal doch nachgiebiger und gehorsamer zu seyn, und ihm nicht abermals so vielen Kummer zu machen. Ob er ihn denn mit Gewalt ins Grab stürzen wolle? Dieses und noch mehreres, das der alte Walther beynahe mit Thränen vorbrachte, überwältigte das, ohnedieß schwache Herz unsers Gottfrieds. Er konnte auch gegen Annen eigentlich nichts Nachtheiliges sagen; Eine Verbindung mit ihr war in mancher Absicht eine sehr gute, vortheilhafte Parthie. Die Mutter schwätzte ihm den Kopf voll von alle den Vortheilen, die er von dieser Heyrath haben würde, wie gemächlich er nun künftig werde leben, welch einen guten Bretterverlag sich anschaffen, und wie er seine ganze Haushaltung so gut werde einrichten, und auch mehr auf die Erziehung seines Jakobs wenden können u. dgl. Alles dieß zusammen brachte Gottfrieden, dem noch ausserdem ein

Glas Wein zur Begeisterung vorgesetzt wurde, dahin, daß er endlich zu der Verbindung mit Annen Ja sagte. Die Freude seiner Mutter, und besonders seines Vaters, war nun ausserordentlich groß; Es wurde noch mehr Wein aufgetragen; Man trank ziemlich, setzte auch gleich den folgenden Tag zum Verlobungstag an, und Gottfried gieng erst spät heim.

Er hatte den andern Tag kaum das Herz, sich vor Meister Zäunern sehen zu lassen, und doch mußte er mit ihm reden, damit dieser nicht etwan vorläufig schon bey des Schlossers Christine einen Antrag machen möchte. Meister Zäuner kam ihm zuvor, und sagte den Abend drauf, da er eben sein neues Kleid anlegte, um bey Annens Eltern um sie anzuhalten, zu ihm: Was ist das, Vetter Gottfried? Gehts etwan schon aufs Brautwerben aus? Ja, Vetter Zäuner, gab ihm Gottfried zur Antwort; Ich habe meinen Eltern nachgeben müssen, wenn ich Friede halten wollte. Ich muß Meyers Anne .... Nun, das hab ich mir beym Henker! eingebildet, fiel Meister Zäuner ein. Ich dacht es wohl, daß Geld und Gut Dich blenden würden. Meinetwegen! Ich habe das meinige gethan. Hätt ich lieber mein Maul gar gehalten! Ich alter Narr hätt auch wohl mit meinem guten Rath daheim bleiben können. Seyd mir nur nicht böse! sagte Gottfried. — Ey, was böse? versetzte Zäuner. Das wär auch der Mühe werth! Du hast Dir nicht rathen lassen wollen; Damit ists aus. Wir sind nun geschiedne Leute. Kannst ausziehen, wenn Du willst.

willst. Und in einem halben Jahre bitt ich mir von dem gestrengen Herrn mein Geld zurück. Ich kanns nun selber brauchen. Mit diesen Worten gieng Meister Zäuner fort, und ließ Gottfrieden nicht einmal so viel Zeit, noch etwas zu seiner Verantwortung zu sagen. Gottfried seufzte, und gieng nun zu seinen Eltern, um mit ihnen bey dem Tuchmacher Meyer um seine Tochter Anne anzuhalten.

Man hatte sich in Meyers Haus auf seine Ankunft schon gefaßt gemacht, und empfieng ihn mit Freuden und in vollem Staate. Anne wurde ihm sogleich zugesagt, und man machte aus, daß die Hochzeit in vier Wochen vollzogen werden sollte. Man ließ ihn alle Schränke und alle drinn enthaltne Kostbarkeiten sehn, die Anne mit bekommen sollte, so daß seine Augen ganz davon verblendet wurden. Anne selbst nahm ihn durch ihre Schmeicheleyen ein. Auch ward sein Kopf durch Wein so sehr begeistert und erhitzt, daß er sich für den glücklichsten Menschen hielt und äusserst vergnügt, erst spät, in sein Haus zurückkehrte. Er war in seinem Sinn recht bös auf Meister Zäunern, daß er seine Wahl nicht gut heissen wollte.

Seine Mutter verschwendete nun auch so viele Schmeicheleyen und Gefälligkeiten an ihn, daß er alles Unrecht wieder vergaß, was sie ihm ehmals zugefügt hatte, und ihr wieder das völligste, uneingeschränkteste Zutrauen schenkte. Weil sein Vetter Zäuner gar nicht mehr des Abends auf seine Stube kam, und ihn kaum anblickte, wenn er ihm

ihm begegnete, so wünschte er sich, bald sein Haus verlassen zu können. Er redete deßwegen mit seinen Eltern, und diese sagten ihm, er könne einziehen wann er wolle. Sie brachten auch sogleich ihre Habseeligkeiten in das obere Gemach, und Gottfried zog nach ein paar Tagen in das mittlere. Da er bey Meister Zäunern Abschied nahm und ihm den Hauszins zahlen wollte, da nahm ihn dieser durchaus nicht an. Das schenk ich Dir zur Hochzeit, Vetter! sagte er. Ich wünsche, daß es Dir wohl gehen mag; Aber leider! hats den Anschein nicht dazu. Ich will Dir das Herz nicht schwer machen. Gebe Gott, daß ich umsonst besorgt bin! Du hast mich entrüstet, daß Du meinem Rath nicht folgtest. Aber ich will Dirs verzeyhen. Vetter müssen nicht im Unfrieden von einander scheiden. Ich werde nach und nach ein alter Kerl; Wer weiß, wie langs noch dauert? Drum vergeb ich Dir, damit ich ruhig sterben kann. Vergieb Du mir auch, und hüte Dich vor Ueppigkeit und Staat! Jetzt wird mir das Herz weich. Jetzt leb wohl! — Er drückte Gottfrieden noch einmal die Hand, und gieng. Gottfried gieng mit schwerem Herzen aus dem Haus des braven alten Deutschen.

Unser Bräutigam lebte nun, wie der reiche Mann, alle Tage herrlich und in Freuden. Bald war Schmaus bey seinen Eltern, bald bey seinen Schwiegereltern, bald bey dieser ihren Anverwandten. Auch bekam er von seiner Braut Geschenke über Geschenke, und hielt sich für den al-

lerglücklichsten Mann auf Gottes Erdboden. Als er seiner Mutter mit einiger Besorgnis zu verstehen gab, er werde nun wohl auch eben so kostbare Geschenke dagegen machen müssen, und da reiche eben sein Beutel nicht hin, da beruhigte ihn diese sogleich mit der Versicherung: Sie woll alles übernehmen, und er dürfe nichts thun, als seiner Braut die Geschenke übergeben. Auch fast alle seine bisherigen Kleider wurden ausgemustert, und weit prächtigere dafür angeschafft. Freylich ward er zuweilen ein wenig nachdenklich darüber. Das ist doch für einen Handwerksmann gar zu kostbar, dachte er; Es war mir doch in meinen bisherigen Kleidern wohl; Wo will ich das Geld hernehmen, wenn ich den Staat künftig so fort treiben soll? Meine Braut kleidet sich ja schier prächtiger als die Stadtschreiberinn; Was mag Meister Braun und Meister Zäuner dazu denken? Solche und ähnliche Gedanken stiegen ihm wohl zuweilen in den Kopf; Aber sie wurden durch die hunderterley Zerstreuungen bald wieder verscheucht. Meine Anne hats ja im Vermögen, dacht er dann, und gefiel sich auch in seinem neuen Staate selbst nicht weniger, als ihm Anne in dem ihrigen gefiel. Er selbst war auch, wie schwache Leute mehrentheils sind, ziemlich zum Staat geneigt, und hieng gern am Aeusserlichen, ob ihn gleich seine bisherigen Umstände dran verhindert hatten, diese Neigung zur Pracht an den Tag zu legen; Er begaffte sich alberner Weise oft, wenn er allein war und ein neues Kleidungsstück anhatte, im Spiegel.

Auch

Auch der kleine Jakob, der bey seiner Großmutter schon alles galt, und fast beständig bey ihr droben in der Stube war, wurde gar stattlich herausgeputzt. Anne ließ ihm ein ganz neues Kleid von Cattun machen, und legte überhaupt so viele Liebe zu dem Knaben an den Tag, daß Gottfried, der so viel auf seinen Kleinen hielt, voll Freuden drüber war, und in seine Braut nur noch verliebter wurde.

Etliche Tage vor der Hochzeit wurde nun Annens feyerlicher Brauteinzug gehalten. Bisher hatte man zu Erlenburg in aller Stille die Geräthschaft einer Braut in das Haus des Bräutigams getragen oder geführt. Aber Gottfrieds und Annens Mutter konnten unmöglich zugeben, daß dieß jetzt auch nur so nach alter, einfältiger Weise in der Stille vor sich gehen sehen sollte. Die Tuchmacher Meyerinn wollte nicht umsonst so vieles Geld an die Aussteuer ihrer Tochter gewendet haben, ohne daß die Erlenburger das geringste davon sehen und erfahren sollten. Es hat mich mein schönes Geld gekostet, sagte sie, und man darfs wohl sehen, was ich meiner Anne mitgebe. Bettelbräute mögen in der Stille einziehn. Meine Tochter darf sich ihres Heyrathsguts nicht schämen. Du hast Recht, Schwester! sagte Gottfrieds Mutter; Es hat mich schon hundertmal gereut, daß ich meinen Einzug nur so in der Stille hielt. In der Residenz, hat mir die Frau Pfarrerinn gesagt, hält man jeden Brauteinzug mit aller Pracht, und da sehn oft Fürst und Fürstinn zu; Und wären sie

 nur

nd gründlich ist, was Anne mit
ndtschreiberinn und die Pfarrerinn
odt drüber ärgern. — Und die
nicht weniger, fiel Annens Mut-
o gieng das Gespräch noch eine
ort, und drauf wurde alles auf
verabredet, wie und in welcher
inzug sollte veranstaltet werden,
er jenes Stück tragen, wie man
Bändern auszieren soll, u. s. w.

s Einzugs brach nun an. Ein
löhner und eben so viele Mägde
ndtschaft stellten sich früh Mor-
rauthaus ein, und wurden erst
ndtewein, Käse u. dgl. bedient,
er Zug an. Jede Person bekam
Stück zu tragen, damit der Aus-
echt lang dauere und kein Stück-
usgeräth übersehen werde. Al-
d rein gescheuert, daß es in der
und die Augen blendete. Gan-
Bänder waren an den Betten an-
müßt ein Weib seyn, wenn ich
, die da Schau getragen wur-
Ordnung her beschreiben wollte.
, wenigstens fast alle Weiber,
ssen und Häusern, wo der Zug
sammelt. Einige starrten alles
und Augen voll Bewunderung
npften voller Mißgunst auf den

Handwerksweib nicht zu
das Meiste mit Veracht
genommener Verachtun
Hausgeräth mit dem ih
alles nur auf den Schei
weit gründlicher und bes
bey sich selbst und dach
wie viel unnöthiges Ze
mag das Geld gekostet
paar Stückchen davon!
chen, und könnte dav
mich und meine armen
Braut zog mit ihrer
Waltherinn, mit eine
Kunkel im Arm, wie
hen von Weibern und
Entzücken die Stimme
Erstaunens, und sah n
gefühl den Ausdruck d
und Empfindungen auf
henden, nickte auch zu
mit einem vornehmen
zu.

Der Herr Bräutig
indessen mit seinem Ge
todt, indem er die Be
die Schränke an ihren
ge Geräth an Ort und
von allem eine solche
es kaum fassen
müßt

übertriebnen Staat, und sagten, daß der einem Handwerksweib nicht zukomme. Noch andre sahn das Meiste mit Verachtung, wenigstens mit angenommener Verachtung an, verglichen das Hausgeräth mit dem ihrigen, sagten, es sey doch alles nur auf den Schein gemacht, sie hätten alles weit gründlicher und besser. Arme Leute seufzten bey sich selbst und dachten: Ach du lieber Gott! wie viel unnöthiges Zeug ist da nicht! Wie viel mag das Geld gekostet haben! Hätt ich nur ein paar Stückchen davon! Ich würds zu Geld machen, und könnte davon ein ganzes halbes Jahr mich und meine armen Kindlein ernähren. Die Braut zog mit ihrer Mutter und der Meister Waltherinn, mit einer prächtig ausgeschmückten Kunkel im Arm, wie im Triumph durch die Reihen von Weibern und Kindern durch, hörte mit Entzücken die Stimme der Bewunderung und des Erstaunens, und sah mit hohem, stolzem Selbstgefühl den Ausdruck der verschiedenen Gedanken und Empfindungen auf den Gesichtern der Umstehenden, nickte auch zuweilen diesem oder jenem mit einem vornehmen, herablassenden Lächeln zu.

Der Herr Bräutigam Gottfried arbeitete sich indessen mit seinem Gesellen in seinem Hause fast todt, indem er die Bettstellen in einander fügte, die Schränke an ihren Ort stellte, und das übrige Geräth an Ort und Stelle brachte. Es war von allem eine solche Menge da, daß das Haus es kaum fassen konnte, und man alles verstellen mußte; Und da waren gewiß hunderterley Stücke,

die

die ein schön Stück Geld gekostet hatten, und doch ganz entbehrlich oder überflüßig waren. Nachdem endlich alles in Ordnung gestellt war, und die Taglöhner und Mägde sich im Brandtewein tüchtig betrunken hatten, so ward erst den Baasen und Gevatterinnen, die beym Einzug mit geholfen hatten, ein gar kostbarer Schmaus gegeben. Theurer Wein und auserlesne Speisen wurden in Menge aufgetragen, und die lieben Gäste ließen sichs bis in die tiefe Nacht hinein so gut schmecken, daß sie taumelnd und kreischend auseinander giengen, und Gottfried den Tag darauf dem Wirth, der Wein und Speisen geliefert hatte, mehr bezahlen mußte, als er in einem ganzen Vierteljahr mit seiner Handarbeit gewinnen konnte. Und hinterdrein hatte er noch das zum Lohn, daß die Baasen und Gevatterinnen die Bewirthung tadelten und sagten, dieß und jenes hätte wohl noch besser seyn können. Ein Dank, den man fast allemal bekommt, wenn man Baasen und Gevatterinnen eine Ehre angethan und sie bewirthet hat.

In der folgenden Woche ward nun die Hochzeit vollzogen. So sparsam und mäßig und vernünftig eingerichtet der Hochzeitschmaus bey Gottfrieds Verbindung mit seiner seeligen Rosine eingerichtet gewesen war, so kostbar, übermäßig und unvernünftig war alles bey dem jetzigen Hochzeitschmause angestellt. Die Tische waren mit Speisen überladen, und brachen fast unter der Menge der Schüsseln. Die Weiber, und besonders die Braut und die beyden Schwiegermütter,

machten unsinnigübertriebnen Staat. Auch Gottfried war nicht mehr der sittsambürgerlich gekleidete Mann, wie er an dem Hochzeittag mit Rosinen gewesen war. Er hatte ein Kleid von so feinem Tuch an, als bisher noch kein Erlenburger Bürger eines getragen hatte, trug ganz neumodische silberne Schnallen und eine Minutenuhr mit einer langen, schweren silbernen Kette, und war schwach und kindisch genug, sich darauf nicht wenig einzubilden. Während des Essens wurden hunderterley zweydeutige und unanständige Scherzreden und Spässe vorgebracht; Und nach dem Essen giengs gleich an ein wildes, unanständiges, üppiges Tanzen, das die ganze Nacht durch bis an den lichten Morgen hin dauerte. Dabey wurde Kaffee Maasweis getrunken, und sogar auch Schokolade. Ueberhaupt wurde in dieser einzigen Nacht mehr verzehrt, oder eigentlich verplempert und verschwendet, als der fleißigste und geschickteste Handwerksmann in mehrern Jahren nicht gewinnen kann. Meister Zäuner und Meister Braun waren, als nahe Anverwandte, zwar auch mit zu dem Hochzeitmahl geladen worden; Aber beyde hatten die Einladung von sich abgelehnt. Denn sie waren mit Gottfrieds Wahl gänzlich unzufrieden, und sahen die traurigen Folgen voraus, in die er dadurch wahrscheinlich einst gerathen würde. Sie blieben also lieber daheim, und hatten in der Stille mit ihm wegen seiner Verblendung Mitleid. Gottfrieden that das zwar wehe; Denn er hielt auf diese beyden Männer wegen ihrer Rechtschaffenheit und altdeutschen Redlich-

n reicher Mann, und konnte sich
daß ein reicher Mann nicht immer
Mann sey, oder auch mit alle sei-
bey einer so übertrieben kost-
venderisch eingerichteten Haushal-
mer Mann werden könne.

lten Meister Walther hab ich dem
freylich lang schon nichts gesagt.
man auch von einem, zwar an
n Manne viel sagen, der sich ganz
be beherrschen läßt, alles thut,
will, es mag auch noch so wider-
und der schon allgemach anfängt,
en? Und so wars doch mit dem
Walther würklich beschaffen. Er
mehr das Herz, seinem Weibe nur
Sache zu widersprechen. Alles,
wollte, war ihm recht. Er aß
uchte seine Pfeife, bekümmerte
die Welt nicht, und ließ sich wie
eln. So machte er es jetzt auch
seines Sohnes. Er ließ sich von
e Kostbarkeiten zeigen, die Anne
eute sich darüber wie ein Kind,
nchmal gar vor Freuden. Mit
Augen, die ihm mehr die Schwä-
s als die Freude auspreßte, nahm
ische wegen der Heyrath seines
setzte sich sodann zu Tische, aß

seine Pfeife dazu, und
man ihn aufweckte und
Leben, die Unthätigkeit u
hatten ihn ganz stumpf
Welt gemacht.

Gottfried wollte e
Hochzeit zwar wieder an
Hobelbank. Aber da ga
und drauf schlug ihm
auf ein benachbartes D
etliche Gulden kostete,
che hin, ohne daß das
obgleich genug dringende
Frau schlug ihm also vo
len, den er schon hatte
nehmen. Er machte zw
wendungen dagegen und
wieder weniger werden,
zween Gesellen. Weil
und sagte, sie sey reich,
nach. Er war zu verli
er dürfe ihr keine einzig
bedachte nicht, daß ein M
in alles willigt, was s
sich nicht gleich in ein ge
freundschaftliche Erinner
sich dadurch am meisten
Recht ein für allemal v
gar nichts mehr

und trank nach Herzenslust, ließ sich später drauf von seiner Frau den Kaffee einschenken, rauchte seine Pfeife dazu, und schlief endlich ein, bis man ihn aufweckte und heim brachte. Das gute Leben, die Unthätigkeit und der Mangel an Arbeit hatten ihn ganz stumpf und unbrauchbar für die Welt gemacht.

Gottfried wollte ein paar Tage nach der Hochzeit zwar wieder an die Arbeit und an seine Hobelbank. Aber da gabs noch eine Nachhochzeit, und drauf schlug ihm Anne einen Spatziergang auf ein benachbartes Dorf vor, der auch wieder etliche Gulden kostete, und so gieng die ganze Woche hin, ohne daß das geringste gearbeitet wurde, obgleich genug dringende Arbeit da war. Seine Frau schlug ihm also vor, er solle zu dem Gesellen, den er schon hatte, noch einen andern annehmen. Er machte zwar anfangs einige Einwendungen dagegen und sagte: Die Arbeit könne wieder weniger werden, und der Profit trage nicht zween Gesellen. Weil aber Anne drauf beharrte, und sagte, sie sey reich, es trage alles, so gab er nach. Er war zu verliebt in sie, und glaubte, er dürfe ihr keine einzige Bitte abschlagen. Er bedachte nicht, daß ein Mann, der Anfangs gleich in alles willigt, was sein Weib verlangt, und sich nicht gleich in ein gewisses Ansehn setzt, oder freundschaftliche Erinnerungen dagegen macht, sich dadurch am meisten schadet, indem er sein Recht ein für allemal vergiebt, und ihr nachher gar nichts mehr abschlagen darf, wenn er nicht

lauter

lauter saure Gesichter sehn, und immerwährenden Verdruß haben will. — Ob auch gleich Anne, und mit ihr seine Stiefmutter immer viel von dem Vermögen pralte, das Anne mitgebracht habe, so war der Ueberfluß an Geld bey Gottfried doch so gar groß nicht, zumal nachdem er den starken Conto für das Hochzeitmahl bezahlt hatte. Anne hatte freylich von ihren Eltern ein sehr ansehnliches Vermögen mit bekommen; Aber das meiste ward doch in das Hausgeräthe und besonders in eine Menge Kleider gesteckt, die gröstentheils, wie auch so manches Hausgeräthe, ganz unnöthig waren, und das baare Geld war verflogen. Auch führte das neue Hausweib eine Haushaltung, die zehenmal mehr kostete, als Gottfrieds ehemalige; Man aß gar gut, trank täglich Einmal, und oft zweymal Kaffee; Anne hatte fleißig Besuch, oder gieng auf Besuch; Zween Gesellen kosteten auch wöchentlich etwas ansehnliches, und so gieng der schöne Verdienst, den Gottfried die Woche durch hatte, gewöhnlich immer rein auf, und oft reichte er nicht hin, zumal wenn ein Feyertag in der Woche war, die Ausgaben alle zu bestreiten.

Sechs-

Sechszehentes Kapitel.

Wie Gottfried mit Annen wohllebt, und dabey nicht viel Gutes heraus- kommt.

Unser neues Ehepaar lebte inzwischen mit einander so ziemlich vergnügt. Sie thaten gewaltig verliebt. Aber so ganz von Herzen giengs doch nicht, wie weyland, da die fromme Rosine noch lebte. Gottfried und Anne hatten sich vor ihrer Verheyrathung nur wenig gekannt, waren also einander noch beynahe fremd, da sie zusammen kamen, und da erwiesen sie einander alle Gefälligkeiten, mehr weil keines noch recht das Herz hatte, dem andern zu widersprechen, als aus wahrer herzlicher Liebe. Kurz, ihre Ehe war, wie so viele tausende sind, weder kalt noch warm; Es war Umgang mit einander, ohne herzliche Vertraulichkeit.

Der kleine Jakob war, nach Gottfrieds Meynung, vollkommen glücklich. Anne schien viel Liebe für den Knaben zu haben. Sie gab ihm fleissig Kaffee zu trinken und Zucker zu essen. Viele Eltern stehen freylich im Wahn, damit thun sie ihren Kindern eine Gutthat an, aber im Grunde vergiften sie damit frühzeitig ihre Gesundheit und legen oft in ihrer Jugend schon den Keim der Kränklichkeit in den zarten jugendlichen Körper. Die alte Waltherinn stellte sich auch ganz närrisch in das Kind verliebt. Entweder war sie bey den jungen Eheleuten drunten, oder hatte den klei-

dem Knaben alles, was er nur
te ihm keine einzige Unart ab,
und Zuckerwerk, wenn er weinte,
s sonst gute Kind zu einem äuß=
n Geschöpfe. —

eben und Spatzierengehen dauer=
em neuen Ehepaar immer fort.
ttfried nicht allemal damit zufrie=
ft lieber bey seiner Arbeit geblie=
te er doch das Herz nicht, seiner
abzuschlagen. Ein paarmal hat=
, aber da kam er gar übel an.
g an zu schmollen und zu mau=
e Tage lang kein Wort mit ihm,
napfel, den kleinen Jakob, rauh
hn gar, setzte sich in eine Ecke,
ugen roth, und wenn dann sei=
Schwiegermutter dazu kam und
Augen sah, und die Ursache da=
nen erzählen ließ, da fielen die
eiber über ihn her, machten ihm
, nannten ihn einen schlechten
Wütherich, einen Knicker u. dergl.
n der arme Gottfried froh, wenn
ch nach vielem Bitten sich erweichen
spatzieren und zum Wein zu ge=
ßte ihr nun doppelt gut auftra=
damit sie endlich wieder mit ihm
einen freundlichen Blick ver=

Sie

ger. Und nun mußt er
was er ihr nur an den
Was ihr jetzt einfiel, d
oder von Kleidern sich a
sie vor, sie habe einen
Gottfried hatte so viel G
keinen Heller mehr hatt
zu helfen gewußt, wenn
je und je ausgeholfen hä
sehr nachdenklich, setzte
bends in einen Winkel h
selbst, was das Ding, n
lich für einen Ausgang
jetzt nur allzuwohl ein,
die glücklichste und vernün
seine Frau ihn gänzlich u
und daß so nichts Gutes h
der er sah auch ein, daß
spät anstelle, und von s
zu viel vergeben habe.

Anne kam nun z
nem Knaben glücklich ni
ter, Philipp genennt
te sich über dieses Kind
als er bey Rosinens N
nen Jakob sich gefreut h
nun jetzt erst recht ein,
seiner Rosine besessen h
er um sie im Stillen
Dämmeru

Sie befand sich auch nach einiger Zeit schwanger. Und nun mußt er gar vollends alles thun, was er ihr nur an den Augen ansehen konnte. Was ihr jetzt einfiel, das sie essen oder trinken, oder von Kleidern sich anschaffen wollte, da gab sie vor, sie habe einen Gelust darnach, und Gottfried hatte so viel Geldausgaben, daß er oft keinen Heller mehr hatte, und sich kaum hätte zu helfen gewußt, wenn ihm nicht seine Mutter je und je ausgeholfen hätte. Er ward jetzt oft sehr nachdenklich, setzte sich manchesmal des Abends in einen Winkel hin und überlegte bey sich selbst, was das Ding, wenn es so fortgehe, endlich für einen Ausgang nehmen werde? Er sah jetzt nur allzuwohl ein, daß seine Wahl gar nicht die glücklichste und vernünftigste gewesen sey, daß seine Frau ihn gänzlich unter dem Pantoffel habe, und daß so nichts Gutes herauskommen könne. Aber er sah auch ein, daß er diese Betrachtungen zu spät anstelle, und von seinen Mannsrechten schon zu viel vergeben habe. —

Anne kam nun zur gesetzten Zeit mit einem Knaben glücklich nieder, der nach ihrem Vater, Philipp genennt wurde. Gottfried freute sich über dieses Kind; Doch lange nicht so sehr, als er bey Rosinens Niederkunft über den kleinen Jakob sich gefreut hatte. Ueberhaupt sah er nun jetzt erst recht ein, welch einen Schatz er an seiner Rosine besessen habe. Hundertmal weinte er um sie im Stillen, gieng oft heimlich in der Dämmerung an den Gottesacker hinaus, betrach-

lohren! Aber öffentlich und vor
sich davon nichts merken lassen,
nen Hausfrieden ganz gestört se=

nbette seiner Frau kostete ihn so
m Geld genug auftreiben konnte.
wärtig eine Zeit in Erlenburg,
r Maassen viel verdienen konnte.
ar vermögliche Leute ihre Häuser
und herausputzen lassen, so riß
hwelgerey in diesem Stück ein.
de nach dem andern vom Baugeist
da hatte Gottfried so viel zu
Gesellen halten mußte. Allein
nnahm, so viel oder noch mehr
ein Weib das Wohlleben und den
er höher trieb. Und jetzt, wäh=
enbette war des Geldausgebens
Schon der Taufschmaus hatte
liches gekostet. Jetzt kamen aber
Baasen, Nachbarinnen und Ge=
ie Wochenstube; Und diese wur=
as kostbarste bewirthet, und lies=
errlich wohl schmecken.

ieder aus dem Wochenbette gieng,
, zumal da es Frühling wurde,
patzieren führen; Und dabey ward
ig verzehrt. Doch damit war
frieden. Sie hatte nun auch ih=
rer

sie auf einem feyertä
Erlenburgerinn antraf,
einen schönern Rock, e
te als sie selbst, so lie
bis ihr Mann ihr auch
anschaffte. Und so kri
viel zusammen, daß
Schrank machen mußte
mit Kleidern voll gesto
er doch der ewigen A
hatte immer so wenig
te doch, ausser diesen
Einkaufung der Bret
so viel nöthig, daß er
weder Schulden mache
Kapitalien aufkünden,
gänzlich dem Verderben
so bey sich selbst, mit
über diese Sache zu re
tend vorzustellen, daß
gehen könne, wenn sie
mit einander an den A
Freylich sah er Anne
aus, und noch mehr di
ihrer und seiner Mutt
müssen. Aber die Not
zu versuchen. Er war
Unangenehme über sich
standhaftem Muth alles
ne Aenderung her
weni

rer Meynung nach nicht Kleider gnug. So oft sie auf einem feyertäglichen Spatziergang eine Erlenburgerinn antraf, die eine schönere Haube, einen schönern Rock, ein besseres Mieder anhatte als sie selbst, so ließ sie nicht eher nach, als bis ihr Mann ihr auch ein solches Kleidungsstück anschaffte. Und so kriegte sie in kurzer Zeit so viel zusammen, daß ihr Gottfried einen neuen Schrank machen mußte, obgleich schon dreye ganz mit Kleidern voll gestopft waren. Endlich ward er doch der ewigen Ausgaben überdrüssig; Er hatte immer so wenig Geld bey der Hand und hatte doch, ausser diesen unnöthigen Auslagen, zu Einkaufung der Bretter und andern Holzwerkes so viel nöthig, daß er voraussah, er müßte entweder Schulden machen, oder eins von Annens Kapitalien aufkünden, und so nach und nach sich gänzlich dem Verderben nähern. Er beschloß also bey sich selbst, mit seinem Weib recht ernstlich über diese Sache zu reden, und ihr recht einleuchtend vorzustellen, daß das Ding unmöglich so fort gehen könne, wenn sie nicht über kurz oder lang mit einander an den Bettelstab gerathen wollten. Freylich sah er Annens Widersprüche zum voraus, und noch mehr die Vorwürfe, die er von ihrer und seiner Mutter darüber würde anhören müssen. Aber die Noth drang ihn, das Aeusserste zu versuchen. Er war entschlossen, einmal alles Unangenehme über sich ergehn zu lassen, und mit standhaftem Muth alles auszuhalten, um nur eine Aenderung hervorzubringen. Vielleicht hätt er weniger Standhaftigkeit und Muth gehabt, wenn

len Vetter, den ehrlichen Hau=
e. Obgleich dieser brave Mann
en Kopf gestossen zu seyn glaub=
en guten Rath verworfen und
hatte, so dachte er doch zu ehr=
ttfrieden, den Sohn seiner se=
lieb, als daß er zu dem, was
teten Haushaltung hörte, hät=
nd ihm nicht noch einmal seinen
en sollen. Er sagte also Gott=
aus, was er von ihm gehört
n, ob es wahr sey? Gottfried
nen, und sein Herz war ihm
nz vor seinem ehrlichen Vetter
ner ward bey seiner Erzählung
s über Annen und die übrigen
t. Er sagte Gottfrieden: Er
tleiden mit ihm; Denn auf die
rzer Zeit zu Grunde gehen;
hm an, das Joch auf Einmal
en und sich nicht länger so
hen und mishandeln zu lassen;
den Schwiegermütter auf Ein=
affen, und allen ihren Grimm
sey das einzige Mittel, das
önne. Dadurch befeuerte er
d flößte ihm so viel Muth ein,
, in allen Stücken seinem Rath
h auch fest vornahm, es zu

Den

genheit dazu von selbst a
lich am Abend mit Ann
be, als ein ehrlicher B
ter von Annen, herein tr
holungen bath, Gottfried
ler leihen; Er müsse m
eben nicht bey Gelde; J
ihm mit Dank wieder hei
hatte eben nicht mehr als
res Geld, und mußte
seine Bitte abschlagen.
weh, nicht sowohl aus
der nun andern Leuten
als vielmehr weil sie sic
drey baare Thaler im H
doch so viel Staat mach
alte Bürger fort, so fien
ziemlich bittre Vorwürfe
ein schlechter Mann sey,
Thaler im Haus habe,
so ansehnliches Vermög
Er verdien auch gar nich
der gerade gar nicht auf
fe anzuhören, kehrte nu
te seinem Weib: Sie e
er verdiene, durch; We
diente, so würd es doch
ihre Hauben, Röcke,
len; Sie hab alle Tag
habe schon genu
cker

Den folgenden Tag both sich auch die Gelegenheit dazu von selbst an. Gottfried saß nehmlich am Abend mit Annen allein in seiner Stube, als ein ehrlicher Bürger, ein Anverwandter von Annen, herein trat, und nach einigen Ausholungen bath, Gottfried möcht ihm doch drey Thaler leihen; Er müsse morgen steuren, und sey eben nicht bey Gelde; In drey Wochen woll ers ihm mit Dank wieder heim bezahlen. Gottfried hatte eben nicht mehr als einen halben Thaler baares Geld, und mußte also dem redlichen Mann seine Bitte abschlagen. Dieß that Annen sehr weh, nicht sowohl aus Mitleid mit ihrem Vetter, der nun andern Leuten gute Worte geben mußte, als vielmehr weil sie sich schämte, daß sie nicht drey baare Thaler im Haus haben sollten, da sie doch so viel Staat machten. Kaum war also der alte Bürger fort, so fieng Anne an, Gottfrieden ziemlich bittre Vorwürfe zu machen: Was er für ein schlechter Mann sey, daß er nicht einmal drey Thaler im Haus habe, und sie hab ihm doch ein so ansehnliches Vermögen zugebracht . . . . . Er verdien auch gar nichts u. s. w. Gottfried, der gerade gar nicht aufgelegt dazu war, Vorwürfe anzuhören, kehrte nun den Stiel um, und sagte seinem Weib: Sie eben bring alles Geld was er verdiene, durch; Wenn er auch noch so viel verdiente, so würd es doch nicht hinreichen, ihr nur ihre Hauben, Röcke, Mieder u. dergl. zu bezahlen; Sie hab alle Tage einen andern Einfall; Er habe schon genug zu thun, bis er ihr nur das Zucker- und Kaffeegeld verdiene. Aber, setzte er

 mit

u hast nun schon Plunders in den
ch gebe weiter keinen Heller her,
änglich nöthig ist, und werd auch
l Kaffee verplempern lassen, daß
e fuhr nun auf, stieß die niedrig=
ter aus, weinte, lärmte, und
nit, sie woll ihn schon bey ihrer
gnen Mutter verklagen und ihnen
arisch und unchristlich er mit ihr
ried sagte: sie möcht es nur thun!
h um ihre und um seine Mutter
auf seiner Meynung bleiben;
sich richten. — Weil sie im=
ind schrie, so zog er sich an und
zu haben, ins Wirthshaus, wo=
hmal gieng, da er, so lang Ro=
des Jahrs zweymal dahin ge=

der heim kam, war schon seine
iegermutter bey Annen, und er
beyden Weibern so in Empfang
der geneigte Leser sichs vermuthen
ber machten ihm die bittersten Vor=
n die schändlichste Undankbarkeit
so barbarisch und knickerisch mit
geh, und doch alles von ihr ha=
vor Gott und Menschen nicht
s. w. Er blieb, da er sich in
einem

nnten hatte, den be
nichts schuldig, sonder
und gieng endlich so n
Er sey Herr in seinem H
geringsten nichts einzure
Ruhe zu lassen. Beyde
ehrsüchtig waren, nahn
daß sie mit der Drohun
nicht mehr in seiner S
lieb seyn, sagte er, un
Dutzend Schimpfwörter
keiner Beantwortung n

Anne machte nu
Gesichter, gab ihm kei
fragte, schalt mit dem
Kleinigkeit, und schlug
ganze Haus zusammen
das schon zween Tage
te sich im geringsten nic
sich beschlossen, diesesm
harren, um ein = für
sen eine Aenderung zum
sich schon zum Ziel leg
schon um schön Wetter
daß das Maulen nichts

einem Glase Wein Muth und Herzhaftigkeit getrunken hatte, den beyden Weibern und Annen nichts schuldig, sondern gab ihnen tüchtig hinaus, und gieng endlich so weit, daß er ihnen sagte: Er sey Herr in seinem Haus; Sie hätten ihm im geringsten nichts einzureden, und er bäthe sie, ihm Ruhe zu lassen. Beyde Weiber, die sehr eitel und ehrsüchtig waren, nahmen das auch so hoch auf, daß sie mit der Drohung weggiengen: Er soll sie nicht mehr in seiner Stube sehen. Es soll mir lieb seyn, sagte er, und bekam dafür noch ein paar Dutzend Schimpfwörter auf den Rücken, die er keiner Beantwortung würdigte.

Anne machte nun freylich die grimmigsten Gesichter, gab ihm keine Antwort, wenn er etwas fragte, schalt mit dem Dienstmädchen über jede Kleinigkeit, und schlug die Thüren zu, daß das ganze Haus zusammen zitterte. Und so dauerte das schon zween Tage fort. Gottfried aber kehrte sich im geringsten nicht dran; Er hatte fest bey sich beschlossen, diesesmal auf seinem Sinn zu beharren, um ein = für allemal in seinem Hauswesen eine Aenderung zuwege zu bringen. Sie wird sich schon zum Ziel legen, dachte er; Sie wird schon um schön Wetter bitten, wenn sie sieht, daß das Maulen nichts nützt.

Siebenzehentes Kapitel.

Wie der kleine Jakob von seiner Stiefmutter hart gehalten wird.

Allein so gut, und fest gefaßt Gottfrieds Vorsatz war, so ward er doch durch folgenden Umstand wieder darinn wankend gemacht. So viel nehmlich bisher der kleine Jakob sowohl bey Annen, als auch vornehmlich bey Gottfrieds Mutter gegolten hatte, so wenig machten sich jetzt die beyden Weiber aus ihm, seit der kleine Philipp da war. Gottfried merkte das wohl, und es that ihm schmerzlich weh, da er so viel auf seinen Jakob hielt. Er schäckerte und spielte nun desto mehr selbst mit ihm, und gab dem Knaben, der nun schon sehr fertig sprechen konnte, alles was er nur verlangte, um ihn wegen des Kaltsinns seiner Mutter zu trösten und schadlos zu halten.

Seit der Zeit aber, da Gottfried die Verdrüßlichkeiten mit seiner Anne gehabt hatte, begnügte diese sich nicht damit, sich nur kaltsinnig und gleichgültig, wie sie bisher schon gethan hatte, gegen den kleinen Jakob zu betragen, sondern sie schnurrte auch den Knaben beständig an; Was er that, war nicht recht, und jeden Augenblick bekam er Schläge, so daß endlich der Knabe einmal die Stiege hinunter kletterte, weinend zu seinem Vater in die Werkstätte lief, und ihm klagte, die Mutter hab ihn so geschlagen. Da war Gottfried nun auf seiner schwächsten

Seite angegriffen; Er rannte, mit dem Kind auf dem Arm, die Treppe hinauf, fieng einen gräulichen Lärm an, drohte, die Mutter selbst zu schlagen, wenn sie seinem Augapfel wieder etwas zu Leid thue, und band es ihr aufs ernstlichste ein, sich an seinem Jakob ja nicht wieder zu vergreifen. — Das merkte sich nun Anne, die in solchen Dingen listig genug war. Holla! dachte sie, da will ich künftig ihn schon kriegen, wenn ich wieder etwas von ihm haben will. Da plag ich den Knaben brav, und ich kriegs gewiß. Sie führte auch diesen boshaften Anschlag treulich aus, und plagte jetzt den armen unschuldigen Jakob auf alle nur erdenkliche Weise. Anfangs wollte zwar Gottfried das mit Gewalt verhindern; Da er aber sah, daß alles nichts ausrichte, so konnt ers nicht länger ausstehn, daß sein Liebling so geplagt würde. Er nahm also wieder ein freundliches Gesicht an, bath seine Frau, das arme Kind doch zu schonen, und schlug ihr, um dieß zu erreichen, nicht nur einen Spatziergang vor, sondern versprach ihr auch, ihr nächstens so ein seidnes Halstuch, wie sie sich schon längst eins gewünscht hatte, zu kaufen. Sie that jetzt ganz spröde; Endlich gab sie ihm doch nach, ward wieder ganz freundlich, versprach, Jakoben künftig alle Liebe, wie ihrem eignen Kinde, zu erzeigen; Sie that dieses auch dem Schein nach, und nun war Gottfried äusserst vergnügt, aber auch auf immer gefangen. Denn so oft jetzt sein Weib etwas von ihm herauskriegen wollte, so klagte sie nur über Jakoben, daß er so unartig sey, daß

ne schön, und versprach ihr so lang
ollte, bis sie wieder gut und besänf-
d Jakoben wieder ein freundliches
te.

also in Gottfrieds Haus alles wie-
lten Schlag fort, und in vielen
ler als vorher. Es ward kostbar
runken. Annens Schränke wur-
licke mit irgend einem neuen Klei-
hert. Was sie nur an einem an-
, das mußte sie auch haben, und
sich nicht weigern, das Geld da-
, wenn er nicht seinem Jakob,
um Uebertriebenen verliebt, oder
rt war, etlich böse Stunden ma-
Jakob, und nun auch der kleine
n so staatsmässig erzogen und ge-
Junkers- und nicht Tischlerskin-
re närrisch in sie verliebten Eltern
hon Anschläge mit einander, was
er einmal werden sollten. Ja-
, er woll ein Tischler werden,
Aber sein Vater ärgerte sich al-
enn ers sagte, und lispelte ihm zu:
ber must du werden, Junge! Von
schon völlig ausgemacht, daß er
den müsse; Denn es hatte ja der
während ihrer Schwangerschaft
el geträumt, und wenn man den

machte, um der ch
seinem schönen kattunen
sah der Bube allemal zu
streckte seine kleinen Fi
rer, und dem neben ih
ther aus; Das war do
cher Beweiß von seine
Stande; Wenigstens de
Eltern so, wie weyla
Daß die Schwiegereltern
kommen auch waren, v

Anne kam nun ab
gebahr ein Mädchen, d
men Katharine erhielt.
der während und nach de
Gelegenheit zu vielen G
Gottfried den Beutel im
gar zuletzt mit Annens
von hundert Thalern e
nahm er auch vieles Ge
von seinen schönen, kün
ihm noch ein sehr geschic
sich immer weiter aus,
in die Residenz gedrunge
te künstliche Arbeit von
Dadurch wurde seine Eite
schon einen ziemlichen Ar
muth seiner Frau nur n
träumte ihm auch
zum

Kleinen zu ihr nach der Predigt in ihren Kirchensitz brachte, um der christlichen Gemeinde sich in seinem schönen kattunenen Kleid zu zeigen, so sah der Bube allemal zuerst auf die Kanzel, und streckte seine kleinen Fingerchen nach dem Pfarrer, und dem neben ihm gemahlten Doktor Luther aus; Das war doch wohl ein augenscheinlicher Beweiß von seinem Beruf zum geistlichen Stande; Wenigstens denken noch immer hundert Eltern so, wie weyland Gottfried und Anne. Daß die Schwiegereltern dieser Meynung vollkommen auch waren, versteht sich von selbst.

Anne kam nun abermals in die Wochen, und gebahr ein Mädchen, das in der Taufe den Namen Katharine erhielt. Das gab denn nun wieder während und nach dem Wochenbette Anlaß und Gelegenheit zu vielen Schmausereyen, so daß Gottfried den Beutel immer offen haben, und sogar zuletzt mit Annens Einwilligung ein Kapital von hundert Thalern aufkünden mußte; Doch nahm er auch vieles Geld ein. Denn der Ruf von seinen schönen, künstlichen Arbeiten, wobey ihm noch ein sehr geschickter Geselle half, breitete sich immer weiter aus, und war bereits schon bis in die Residenz gedrungen, wo sich viele Hofleute künstliche Arbeit von ihm verfertigen ließen. Dadurch wurde seine Eitelkeit, wozu er ohnedieß schon einen ziemlichen Ansatz hatte, und der Hochmuth seiner Frau nur noch mehr genährt. Es träumte ihm auch manchmal schon von Einladung zum Hoftischler und dergleichen Possen.

Um

ehends, und mit jedem Tag mehr
gt vollkommen kindisch, und schlief
gänzlichen Entkräftung ein. Die
rige Rechtschaffene und altdeutsch
hner in Erlenburg bedauerten sei-
ob er gleich aus Schwachheit sich
ingerissenen Weichlichkeit der Sit-
hinreissen lassen. Gottfried be-
einen redlichen und frommen Va-
viel zu verdanken hatte, ließ ihn
eligen Mutter begraben, und ihm
, nur allzuprächtigen Grabstein

tzehentes Kapitel.

n von verdorbner Kinderzucht.

n Jahr gebahr Anne schon wieder
die in der Taufe Sophie genannt
frieds Familie vermehrte sich also
t auch die Kosten. Er hatte nun
r. Jakob gieng bereits ins sechs-
lso hätten seine Eltern mit Ernst
e Ausbildung und Erziehung ach-
al da er einen fähigen Kopf und
ernen verrieth. Wir wissen, wie
eine seelige Rosine bald nach der
ben einander heilig gelobt hatten,
und christlich, zur Ehre Gottes,
zum

Besten zu erziehen. Allei
und die wenigsten von dies
den ausgeführt. Gottf
kleinen Jakob vernarrt,
Liebe nicht besser an de
als wenn er ihm alles ge
te, und ihn nicht zum
nicht eben gerade Lust d
sich, da er die meiste Z
Werkstätte war, wenig
mutter hatte Anfangs d
sich, gab ihm alles, w
machen, was er wollte,
Kinde nichts als Eigens
Stiefmutter Anne gestatt
sie sah, daß das Gottfrie
nachher eigne Kinder bek
freylich weniger um den
dete sie ihm nichts ein,
nen zu bringen und dadu
bittern. Da Philipp grö
den Mädchen auch heran
kob sich als ihren Bedien
sich alles gefallen lassen,
anfiengen. Wenn ein
so mußte Jakob es holen
Spielzeug bekommen, so
der Philipp geben, sob
Ward von Annens Kind
stellt, so mußt es
kam wohl

zum Nutzen des Nächsten und zu seinem eignen Besten zu erziehen. Allein Rosine war jetzt todt, und die wenigsten von diesen guten Vorsätzen wurden ausgeführt. Gottfried war zu sehr in den kleinen Jakob vernarrt, und glaubte, ihm seine Liebe nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er ihm alles gestattete, was er nur wollte, und ihn nicht zum Lernen anhielte, wenn er nicht eben gerade Lust dazu hätte. Sonst gab er sich, da er die meiste Zeit des Tages über in der Werkstätte war, wenig mit ihm ab. Die Großmutter hatte Anfangs den Knaben fast immer um sich, gab ihm alles, was er verlangte, ließ ihn machen, was er wollte, und so ward dem armen Kinde nichts als Eigensinn eingepflanzt. Seine Stiefmutter Anne gestattete ihm auch alles, weil sie sah, daß das Gottfrieden wohl gefiel. Da sie nachher eigne Kinder bekam, bekümmerte sie sich freylich weniger um den Knaben. Aber doch redete sie ihm nichts ein, um ihn nicht zum Weinen zu bringen und dadurch ihren Mann zu erbittern. Da Philipp größer wurde, und die beyden Mädchen auch heran wuchsen, da mußte Jakob sich als ihren Bedienten brauchen lassen, und sich alles gefallen lassen, was die Kinder mit ihm anfiengen. Wenn ein Kind etwas haben wollte, so mußte Jakob es holen; Hatte er ein neues Spielzeug bekommen, so mußt ers seinem Bruder Philipp geben, sobald dieser es verlangte. Ward von Annens Kindern etwas Böses angestellt, so mußt es Jakob gethan haben, und bekam wohl manchmal dafür Schläge. Und so hat-

te er freylich kein gar angenehmes Leben. Aber im Grunde war es doch mehr ein Glück für ihn, als ein Unglück. Er durfte nun nicht mehr so seinem Eigensinne nachhängen wie ehmals, lernte gehorchen und sich nach andern Leuten richten, ward geduldiger, und lernte, andern Menschen gute Worte geben, da hingegen Philipp und seine Schwestern stolz, übermüthig, und aus der Maassen eigensinnig wurden.

Wenn Anne ihren Kindern Kaffee, Zuckerwerk und andre Näschereyen gab, so mußte sie doch Schanden halber Jakoben auch etwas davon abgeben. Weil ihr aber dieses lästig war, so lag sie ihrem Manne so lang an, bis er sich entschloß, ihn in die Schule zu schicken, und sie ihn auf solche Art vom Halse kriegte. Auch das war gut für ihn; Denn nun lernte er doch etwas, da indeß seine andern Geschwister im Müßiggange ganz verwilderten. Er nahm auch in kurzer Zeit im Lesen und im Lernen seines Katechismus brav zu, da er viele Lust zum Lernen und einen braven, geschickten Schulmeister hatte.

Philipp ward indessen der ärgste Wildfang, hatte mit seinen Schwestern den ganzen Tag nichts als Zank und Streit, war immer bey den Jungen auf der Gasse, theilte da Schläge aus oder bekam welche, warf oft den Nachbarn ein Fenster ein, zerriß und beschmutzte alle Augenblicke seine Kleider, lernte nicht um einen Pfenning werth, und wenn man ihn fragte, was er werden wolle?

so gab er zur Antwort: ein Pfarrer, und dann freuten sich die Eltern drüber, und bestärkten ihn in seinen stolzen Gedanken. So oft auch ein Vetter oder eine Baase ins Haus kam, mußte Philipp predigen. Die Mutter hieng ihm eine schwarze Schürze um; Der Knabe stellte sich auf ein von seinem Vater besonders dazu verfertigtes Stühlchen, plapperte einige Minuten lang ein sinnloses Gewäsche her, und bekam dafür manchen Kreutzer und Groschen zum Geschenk. Philipp passirte dieser Fratzen wegen, wenigstens in den Augen seiner Eltern, für ein halbes Wunderkind, und ward mit hundert Lobeserhebungen überhäuft, wovon er keine einzige verdiente; denn er war, wie schon gesagt, weiter nichts als ein verzärtelter, einbildischer, verwilderter Knabe, der nichts lernte und doch viel zu wissen glaubte. Die Erziehung der beyden Mädchen, Katharinens und Sophiens, war nicht um ein Haar besser. Beyde sahen hübsch aus, und Niemand wußte dieses besser als sie selber. Denn die Mutter, Großmutter, und andre Anverwandte sagten ihnen hundertmal ins Gesicht: Sie hätten eine Haut, so weiß wie Schnee, Augen wie Perlen, und Zähne wie Elfenbein. Das freute denn die Mädchen, erweckte den in ihnen ohnedieß schon schlummernden Keim der Eitelkeit, und sie stellten sich wohl halbe Stunden lang vor den Spiegel hin und begafften sich mit eitler Selbstgefälligkeit. Sobald sie gehen konnten, wurden ihnen Schnürbrüste gekauft, und lauter Kleider von den hellesten, in

faſt allemal noch koſtbarer und
in ganz Erlenburg keine größere
des Tiſchler Gottfried Walthers
Jedermann im Städtchen ſah
ſich über den an ſie verſchwende=
Staat auf. Daß es übertriebner
etzt freylich Niemand beſſer ein
er nicht Geld genug auftreiben
wieder ein Kapital von hundert
n mußte, ſo daß er bereits nicht
ey hundert Thaler ausſtehen hat=
nutzte es ihn jetzt, einzuſehen,
ng ſeiner Haushaltung und der
Frau für ſich ſelbſt und mit ih=
, ſeine Einnahme bey weitem
n nothwendig zuletzt zu Grund
Das Einſehen kam jetzt zu ſpät.
Weibe ſchon zu viel nachgegeben,
leich zu große Freyheiten gelaſ=
lſo jetzt nicht mehr Meiſter über
ch war er zu eitel, und das ü=
gefiel ihm im Grunde doch ſelbſt

Neun=

...eunzehent

Wie man nach Erlenb
Präceptor

So floſſen noch ein p
lernte recht brav in der Sch
das beſte Zeugnis von ſeine
er ein guter, ziemlich geſi
lipp aber konnte kaum ei
und gieng nun ſchon in das
dem Pfarrerwerden ward e
noch mehr Ernſt. Man
ernſtlich darauf denken, i
ſchaffen. Seit das alte
rechte Weſen in Erlenburg
und das Wohlleben und d
eingenommen hatte, waren
Bürger auf den hochmüthig
fall gekommen, ihre Knab
Handwerk, und ſie wollten
ſen. Weil der Pfarrer eife
vermuthlich ſelber nicht ga
ſo wich er ihren Bitten, ih
andern Dingen zu unterri
ſie ſahen endlich ſich genöth
Ausweg zu denken, und fü
meinſchaftlichen Präceptor
Latein unterrichten könn
Gottfried machte mit dieſe
liche Sache; M

Neunzehentes Kapitel.

Wie man nach Erlenburg einen lateinischen Präceptor verschreibt.

So flossen noch ein paar Jahre hin. Jakob lernte recht brav in der Schule, und erhielt immer das beste Zeugnis von seinem Lehrer. Auch ward er ein guter, ziemlich gesitteter Knabe. Philipp aber konnte kaum ein wenig buchstabieren, und gieng nun schon in das sechste Jahr, und mit dem Pfarrerwerden ward es seinen Eltern immer noch mehr Ernst. Man mußte also nun recht ernstlich darauf denken, ihm Unterricht zu verschaffen. Seit das alte deutsche, schlecht und rechte Wesen in Erlenburg sich fast ganz verlohren, und das Wohlleben und der Staat seine Stelle eingenommen hatte, waren noch drey oder vier Bürger auf den hochmüthigen und thörichten Einfall gekommen, ihre Knaben seyen zu gut für ein Handwerk, und sie wollten also sie studieren lassen. Weil der Pfarrer eifersüchtig drüber war, und vermuthlich selber nicht gar viel lateinisch wußte, so wich er ihren Bitten, ihre Söhne im Latein und andern Dingen zu unterrichten, immer aus, und sie sahen endlich sich genöthiget, auf einen andern Ausweg zu denken, und für ihre Söhne einen gemeinschaftlichen Präceptor oder Lehrer, der sie im Latein unterrichten könnte, zu verschreiben. Gottfried machte mit diesen Bürgern gemeinschaftliche Sache; Man schrieb in die Residenz um einen

nen Präceptor; Und nach fünf Wochen kam einer an, der sich dazu verstand, die Knaben in allem was sie lernen wollten, zu unterrichten. Dieser neue Lehrer, der sich Magister titulieren ließ, hieß Richter. Er war ein verunglückter Kandidat des Predigtamts, und die Redseeligkeit selber. Er konnte von allem plaudern, verstand, seiner eignen Versichrung nach, alles, wußte in der That auch vieles, aber nichts gründlich, hielt sich selbst für ein Genie, wie die Gelehrten ganz vorzüglich gute Köpfe und Leute von besonders vortreflichen Gaben nennen, und glaubte, ein Genie wiss alles, wenn ers gleich nie gelernt habe. Er versprach Gottfrieden und den andern Bürgersmännern, ihre Söhne in kurzer Zeit so weit zu bringen, daß sie kaum noch auf die Universität zu ziehen brauchten, und schwatzte den guten Leuten so viel vor, daß sie von ihm und der künftigen Gelehrsamkeit ihrer Söhne ganz bezaubert waren. Magister Richter fieng seinen Unterricht an, und gab sechs Knaben, unter denen Philipp und Jakob mit waren, täglich gemeinschaftlich in einem Hause drey Stunden Unterricht. Weil aber Philipp noch so weit zurück war, und noch nicht einmal lesen konnte, so gab ihm Richter in seinem Hause noch besonders eine Stunde, die Gottfried für sich bezahlte. Die Knaben fiengen jetzt ein wenig lateinisch an, und wurden schon so stolz darüber, daß sie alle andre Knaben in ganz Erlenburg verachteten, und mit den Schulknaben in einem beständigen Krieg lebten. Der Pfarrer war

über

über diese Nebenschule so erbittert, daß er fast jeden Sonntag gegen sie und den Magister Richter predigte, der aber dafür auch wieder den Pfarrer Roth überall lächerlich machte und die Erlenburger durch seine Pralereyen ganz auf seine Seite brachte und für sich einnahm.

So brav bisher Jakob in der deutschen Schule gelernt hatte, so wenig wollt es jetzt mit dem Lateinischlernen vor sich gehen. Die Vokabeln wollten ihm durchaus nicht in den Kopf. Er gieng immer mit Weinen in die Lehrstunden des Herrn Magisters, und kam weinend oder verdrüßlich wieder draus zurück. Sein Vater schalt ihn oft aus und sagte ihm, wenn du dich nicht besser angreifst, so wirst du deiner Lebtage kein Herr werden. Ich will ja aber auch kein Herr werden, sagte dann der Knabe; Laßt mich nur Euer Handwerk lernen, Vater! Gottfrieden wollte das durchaus nicht in den Kopf. Aber Annen war es eben recht, daß der Knabe so wenig Lust zum Herrn werden hatte. Denn ihr wars blos um ihren Philipp zu thun, und sie war schon lange her eifersüchtig drauf, daß Jakob ihrem eignen Sohn sollte gleich gehalten werden. Sie lag also ihrem Mann beständig an, er soll doch den Jakob einen Tischler werden lassen, weil ers ja selbst nicht besser verlange. Endlich steckte sie sich auch noch hinter den Magister, der bey ihr sehr viel galt, daß er ihrem Mann zureden soll, Jakoben wieder in die deutsche Schule zu schicken.

ihm, sein Jakob tauge schlechter-
um Studieren; Es werd in seinem
aus ihm werden, denn er habe kei-
Trieb und keinen Ehrgeitz u. s. w.
r den Magister für ein Orakel hielt,
endlich bewegen, und schickte seinen
in die deutsche Schule. Niemand
ifriedner, als Jakob selbst; Er
r wieder mit neuem Eifer und ver-
Zeit alle Vokabeln, die er so mühsam

wanzigstes Kapitel.

Magister Richter so wunderlich
, und besonders Meister Gott-
und seinem Philipp den Kopf
verrückt.

Richter setzte sich indessen bey den
Schüler, und besonders bey Phi-
mmer mehr in Gunst und Ansehn;
atzte ihnen unaufhörlich von dem
en Zunehmen ihrer Knaben in den
die Ohren voll, und die Knaben
t ihm ganz aus der Maassen wohl
as war aber auch kein Wunder;
chule sah mehr einem Tummelplatz
s gleich als einer Schule. Er selbst
Taback und hatte seinen Bierkrug
immer

gend einen schnackische
so gab er ihm zu tri
Rausch bekam. Er sa
nicht aufgeräumt ist,
Köpf und Genie läßt s
muß stets den guten A
waren denn die Kna
Wenn sie eine halbe S
tein gelernt hatten, so
Fabeln oder andre unt
erzählte ihnen allerley
nen Universitätsjahren
wieder etlich französ
Wörter, nahm dann
graphie, dann einen
und brachte da in die
chen Mischmasch von
nem eignen Kopfe wa
und alle Leute, die die
fast auf den Kopf ste
war, hielt er gar keine
seinen Knaben spatzier
ihnen mehr beybringen
pfigen Zimmern. Er
Künste bey, lehrte die
gen, auf Bäume klet
Ferne werfen, sich mi
und nebenher etliche, i
lende Gegenstände mi
und englisch

immer vor sich stehen, und wenn ein Knabe irgend einen schnackischen und guten Einfall hatte, so gab er ihm zu trinken, bis er beynah einen Rausch bekam. Er sagte immer: Jungens, wer nicht aufgeräumt ist, darf nicht lernen; Denn Köpf und Genie läßt sich nicht zwingen. Man muß stets den guten Augenblick abwarten. Da waren denn die Knaben oft nicht aufgeräumt. Wenn sie eine halbe Stunde lang ein bischen Latein gelernt hatten, so las er ihnen drauf Gellerts Fabeln oder andre unterhaltende Dinge vor, oder erzählte ihnen allerley schnackisches Zeug von seinen Universitätsjahren her. Dann lehrte er sie wieder etlich französische, dann etlich englische Wörter, nahm dann einen Fleck aus der Geographie, dann einen aus der Naturgeschichte vor, und brachte da in die Köpfe der Knaben einen solchen Mischmasch von Kenntnissen, wie's in seinem eignen Kopfe war, worüber aber die Eltern und alle Leute, die die Sache nicht verstanden, sich fast auf den Kopf stellten. Wenns gut Wetter war, hielt er gar keine Schule, sondern gieng mit seinen Knaben spatzieren, und sagte: Da könn er ihnen mehr beybringen als in den dunkeln, dumpfigen Zimmern. Er brachte ihnen auch allerley Künste bey, lehrte die Knaben über Gräben springen, auf Bäume klettern, mit Steinen in die Ferne werfen, sich mit einander herum raufen, und nebenher etliche, ihnen grad in die Augen fallende Gegenstände mit lateinischen, französischen und englischen Namen benennen. Gewöhnlich

 gieng

gieng er dann am Ende mit den Knaben auf den Schützenhof oder in ein andres Wirthshaus, und zechte da mit ihnen und auf Kosten ihres Beutels; Denn die Eltern gaben allemal, wenns eine Spazierschule gab — so nannte er das Herumschwärmen — ihren Knaben Geld mit, um den Herrn Magister freyzuhalten. Auf die wildesten und ausgelassensten unter seinen Schülern hielt er am meisten. Denn diese, sagte er, verriethen am meisten Genie, und würden einst große Menschen werden. Was sie vornahmen, es mochte noch so ungezogen, wild und ausgelassen oder närrisch seyn, das lobte er, und sagte dabey den Knaben die schmeichelhaftesten Dinge und die übertriebensten Lobeserhebungen ins Gesicht. Er unterließ aber auch nicht, die Kinder gegen ihre Eltern recht tüchtig zu loben; Denn das trug ihm am meisten ein, und brachte ihm allemal ein Geschenk zuwege. Von Gottfried und Annen kriegte er am meisten. Denn überall schrie er Philippen als das gröste Genie aus, weil er der wildeste unter allen war und würklich auch einen ziemlich offnen und fähigen Kopf hatte. Ueberall zog er den Knaben den übrigen vor, prieß ihn immer den andern als ein Muster an, und sagte: Aus dem wird was Großes werden. Wie sehr das Annen muß gefallen haben, brauch ich wohl dem geneigten Leser kaum noch zu sagen. Der Magister ward alle Wochen wenigstens dreymal zum Essen eingeladen und aufs herrlichste bewirthet. Auch bekam er allemal noch ein ansehnliches Geschenk

schenk an Geld dazu. Dafür wurde Philipp beym Essen bis an den Himmel erhoben, und die Eltern wußten nicht mehr, wo ihnen vor Freuden der Kopf stand. In funfzehn, zwanzig Jahren, sagte der Magister oft, wird man in der ganzen Welt von Philipp Walther reden. So oft ein Gelehrter in die hiesige Gegend kommt, wird er nach Erlenburg reisen, um den Vater und die Mutter eines so großen Menschen kennen zu lernen. Bey Gott, Philipp, wenn du so fort machst, und dein Vater dir noch ferner unter die Arme greift, dir recht viele Bücher anschafft und brav Geld auf die Universität mit schickt, so wirst du und dein Vater in kurzer Zeit in den Adelstand erhoben. Gottfried schmunzelte dann seiner Anne zu und sagte: Wenn das so ist, ja da soll mich auch kein Geld dauren. Nicht wahr, Anne, dann wenden wir alles auf den Knaben? — Dieß geschah auch jetzt schon. Es wurden Philippen eine Menge Bücher gekauft, wovon er die Hälfte noch nicht lesen und verstehen konnte. Man schaffte ihm die schönsten Kleider an, so daß, wenn man Jakoben und Philippen zusammen gehen sah, jedermann hätte glauben sollen, Philipp gehör einem Edelmann, und Jakob seinem Bedienten. Man hielt sich auch in ganz Erlenburg über diesen übertriebnen Staat auf, und Meister Zäuner sagte oft: Mein Vetter Gottfried wird in Kurzem entweder ins Narrenhaus kommen, oder in den Hospital. — Wie stolz und übermüthig Philipp selbst bey solchen übertrieben Lobpreisungen

seines Magisters und dem Aufwand, den seine Eltern seinetwegen machten, geworden seyn mag, das kann sich jeder geneigte Leser von selbst vorstellen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried viel Geld erbt, seine Kinder verzieht, und Gerichtsmann wird.

Je mehr aber der Staat wuchs, den Gottfried und sein Weib sowohl für ihre eigene Person, als auch in Absicht auf den Philipp und die beyden Mädchen machten, desto mehr nahm sein Vermögen ab. Er hatte schon die letzten hundert Thaler, die er noch ausstehen hatte, aufgekündet und beynahe ganz verbraucht, und schon fiengen sich die eigentlichen Nahrungssorgen einzustellen an, als seine Stiefmutter krank wurde und starb, und ihn und seine Frau versprochnermaßen zu Universalerben einsetzte. Dieß half ihm nun wieder auf. Aber doch fiel die Erbschaft nicht so reichlich aus, als er sichs eingebildet und schon lang darauf gerechnet hatte. Von den fünfzehnhundert Thalern, die sie seinem Vater zugebracht hatte, waren nur noch fünfhundert an Kapitalien da. Das übrige Geld war durch Wohlleben durchgebracht worden. Doch steckte noch ein beträchtliches Geld in dem Hausgeräthe und den Kleidern, auf die sie sehr viel gewendet hatte. Gottfried wollte

wollte nun das meiste Hausgeräthe und die Kleider versilbern, weil er und Anne mit Hausrath und Kleidern schon mehr als überflüssig versehen waren. Aber Anne war ganz andrer Meynung, und gabs schlechterdings nicht zu. Einen Theil Kleider ließ sie sich auf ihren eignen Leib anpassen, und die andern, sagte sie, könnten einmal Katharine und Sophie tragen. Eben so machte sie es mit dem Hausgeräthe, das nun als ein todtes Kapital da lag und zum Theil ungenutzt verdarb. —

Jakob, der, ohngeachtet der Härte seiner Mutter, unter der er nur zu oft seufzen mußte, immer munter war und unermüdet lernte, war nun schon in den Jahren, daß er anfangen konnte, das Handwerk seines Vaters zu lernen, das er auch, weil er schon immer darauf Acht gegeben, und recht viel Lust und Lieb dazu hatte, sehr gut begrief. Philippen hingegen schwindelte der Kopf über dem Lob, das ihm sein Magister und seine Eltern gaben, und glaubte schon, er übersch die ganze Welt. Er war auf das was er wußte, unausstehlich stolz, und raisonnirte über alles in der Welt mit einer Unverschämtheit, die nicht ihres gleichen hatte. Er fieng hundert Bücher an zu lesen, und las keines davon nur zur Hälfte durch. Bald fieng er das bald jenes an, wußte von allem etwas, und von allem wenig, und auch das nur halb und falsch. Was er lernte, lernte er nur obenhin. Unter denen Büchern, die ihm sein Herr Magister Richter angepriesen

und

und sein Vater gekauft hatte, waren vorzüglich viele deutsche Versbücher. In diesen las er nun Tag und Nacht, und fieng in kurzer Zeit an, selbst auch Verse zu machen. So erbärmlich, mittelmäßig und zusammengestoppelt diese waren, so erhub sie Magister Richter doch bis an den Himmel, versprach, sie in die Musenalmanache und Taschenbücher zum einrücken zu senden, und prophezeyhte, Philipp werde in kurzer Zeit neben den grösten deutschen Poeten glänzen. Gottfried und Anne wußten vor Freuden nicht wo sie waren, als sie dieses hörten, und so oft ihnen Magister Richter einen Vers von ihrem Sohne vorlas, stunden ihnen Freudenthränen in den Augen. Auch unterließen sie nicht, ihren Philipp und seinen Lehrer auch, für jedes Verslein reichlich zu beschenken. Jedermann sagte, daß der Hochmuth über ihren Sohn sie noch zu Narren machen werde.

Je mehr Philipp von seinen verblendeten Eltern geehrt wurde, desto mehr ward Jakob von ihnen verachtet und gedrückt. Sie sagten oft, er mach ihnen Schande. Jakob trug das gelassen und in der Stille, und suchte seine Ehre darinn, ein recht guter Tischler und rechtschaffner Handwerksmann zu werden. Weil Philipp ein solches Wunder von Genie und Gelehrsamkeit wurde, so glaubte Gottfried, er müsse sich nun doch auch ein wenig mit der Gelehrsamkeit abgeben. Er las also alle Versebücher seines Sohns durch, und versäumte drüber manche

Stunde,

Stunde, die er in der Werkstätte hätte zubringen sollen.

So stolz die beyden Eltern auf ihren Sohn waren, eben so stolz waren sie auch auf ihre beyden Töchter, Katharine und Sophie. Beyde Mädchen sahen, wie ich oben schon anführte, hübsch und artig aus. Magister Richter sagte oft, sie würden Huldgöttinnen werden; Grafen und Baronen würden einst kommen, und sich um ihre Hand bewerben. Daher müsse man vor allen Dingen darauf sehen, ihnen eine gute, standesmäßige Erziehung zu geben. Er erreichte dadurch was er suchte. Die Eltern bathen ihn nehmlich, ihren Töchtern täglich eine Stunde Unterricht zu geben; Und er verstand sich dazu gegen ein ansehnliches Lehrgeld sehr gern. Da wurden nun die Mädchen vollkommne Papagoien, lernten von allem schwatzen, ohne etwas oder viel davon zu verstehen. Sie steckten den ganzen Tag in dem obern Zimmer, das man nun ihrem Bruder Philipp zum Studierzimmer eingegeben hatte, lasen da nichts als Verse und Liebesgeschichten, und gewöhnten sich eine so gezierte, gezwungene, affektirte Sprache an, plapperten so unaufhörlich von Gefühl, Empfindung und Natur, daß sie jedem vernünftigen Menschen unausstehlich wurden. Sie kleideten sich so flitterhaft wie Komödiantinnen, sprachen und giengen nicht wie andre Menschen, lernten weder kochen noch nähen, verstanden nicht das geringste von der Haushaltung, und sahen mit dummstolzer Verachtung

auf alle Mädchen und noch mehr auf alle jungen Pursche in Erlenburg herab. Ihre Eltern, anstatt sich darüber zu betrüben, anstatt sie von dem Vers- und Romanlesen ab, und zur Haushaltung anzuhalten, freuten sich darüber, lobten sie ins Gesicht, und pralten in ihrer Gegenwart gegen jedermann von ihren Kindern. Die Mutter selber machte alle neue Moden und jeden Flitterstaat mit, womit ihre eitle Töchter sich behiengen. —

Nach einem Jahr starb Annens Mutter, und ein Vierteljahr drauf auch ihr Vater. Und nun erbte sie und Gottfried ein Vermögen von mehr als neuntausend Thalern. Nun war wieder vollauf im Hause. Aber anstatt daß Gottfried jetzt den Grund hätte legen sollen, ein reicher Mann zu werden und mit seinem Kapital auf eine ehrliche und erlaubte Art zu wuchern, sann er und sein Weib auf neue Arten von Ueppigkeit und Verschwendung. Dieß zeigte sich sogleich bey folgendem Umstand, den ich dem geneigten Leser gleich erzählen will.

Annens Vater war Gerichtsmann gewesen, und nun fiel ihr ein, ihr Mann müsse das an seiner Stelle werden. Aber da zeigten sich Hindernisse und Schwierigkeiten in Menge. Bisher hatte man in Erlenburg nur Männer ins Gericht genommen, denen nicht allein ihre Ehrlichkeit, sondern auch besonders ihr Alter ein besondres Ansehen verschafft hatte; Und Gottfried war ein

Mann

Mann noch in seinen besten Jahren und in einem Alter, in dem man bisher noch nie einen ins Gericht gewählt hatte. Es war auch, ausser andern alten und rechtschaffnen Männern, die auf diese Ehrenstelle mit Recht hoffen und Anspruch machen konnten, besonders der rechtschaffne Meister Zäuner da, den jedermann, der rechtschaffen dachte, hochschätzte, und dem auch ein jeder Bürger — denn es wählte die ganze Bürgerschaft — seine Stimme um so mehr zu geben dachte, da er schon das letztemal nur fünf Stimmen weniger hatte, als der, so mit ihm in Vorschlag gebracht war. Gottfried sah auch selbst zu gut ein, daß sein Vetter Zäuner tausendmal vor ihm verdiene, die Gerichtsstelle zu erhalten, und schätzte ihn auch zu hoch, als daß er sich einfallen lassen konnte, ihm sein Recht streitig zu machen. Da also seine Frau ihm sagte, er soll um die Stelle sich bewerben, so sagte er ihr gerad heraus, er könn es dießmal nicht thun, weil ers wahrscheinlich doch nicht werden würde, und auch seinen Vetter Zäuner nicht vor den Kopf stossen wolle. Aber Anne lachte ihn dieser Bedenklichkeiten wegen tüchtig aus, und sagte ihm, die Sache müsse gehen, und er solle nur sie machen lassen. Gottfried war zu feig und zu haasenherzig, um seiner Anne zu widersprechen. Er ließ also alles gehen wie sies haben wollte, und tröstete sich damit, sein Vetter Zäuner werde ihm dennoch vorgezogen werden, und also keine Ursache haben, ihm Stolz und Undank vorzuwerfen.

Aber die Sache gieng anders als er sichs vorstellte. Anne hatte sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, ihr Mann müsse Gerichtsmann werden, und da both sie ihrer ganzen Weiberlist auf, um ihre Absicht durch zu führen. Anfangs wendete sie sich an die Bürgermeister, damit ihr Mann von dem Einen oder andern in Vorschlag gebracht würde, und brachte endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, einen von ihnen durch das Versprechen eines ansehnlichen Stück Geldes dahin, ihr sein Wort zu geben. Hierauf machte sie sich an die Richter und an die gemeinen Bürger, warb mit Hülfe einiger schlechten Leute und unter den ansehnlichsten Versprechungen um ihre Stimmen, und gewann endlich, vorzüglich unter den Armen und Unvermöglichen, so viele, daß sie sicher hoffen konnte, ihr Mann werde dem ehrlichen Meister Zäuner, dem vorher beynah die ganze Bürgerschaft angehangen hatte, vorgezogen werden. Der Wahltag kam, und es geschah. Gottfried hatte bey weitem die meisten Stimmen, und ward zum Gerichtsmann gewählt. So sehr sein Weib darüber jauchzte, so niedergeschlagen war er selbst; Denn sein Herz sagte ihm, er habe schlecht und niederträchtig und äusserst undankbar an seinem Vetter Zäuner, seinem ehemaligen so großen Wohlthäter, gehandelt. Diese schlechte Handlung gieng ihm auch nachher noch oft nach, und machte ihm manche trübe Stunde.

Inzwischen war er jetzt Gerichtsmann, gab am Abend drauf dem ganzen ehrsamen Gericht einen prächtigen Schmaus, der ihn, mit Einschluß der beträchtlichen Summe, die er für die schändlich erkauften Stimmen auslegen mußte, nahe an die tausend Gulden zu stehen kam. Und dafür hatte er die Ehre, im Gericht zu sitzen, und den großen Vortheil, jährlich etwan funfzehn baare Thaler einzunehmen.

Doch die tausend Gulden wären, nach Einziehung einer so reichen Erbschaft, allenfalls noch zu verschmerzen gewesen; Aber die neue Ehrenstelle erfoderte nun auch, wenigstens nach der Meynung seiner Frau, noch neuen, grössern Staat und Aufwand. Er und sie liessen sich nun neue, noch prächtigere Kleider machen; Die Kinder wurden neu und aufs kostbarste gekleidet; Das Haus ward noch mehr heraus geputzt, und sogar ein Staats- und Visitenzimmer, so wie die Stadtschreiberinn eins hatte, drinn angelegt. Auch durfte Gottfried jetzt gar nicht mehr arbeiten, sondern blos die Aufsicht über die Gesellen führen; Denn Anne sagte: Der Schurz und der Hobel steh einem Gerichtsmann schlechterdings nicht an.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Jakob wird vom ehrlichen Meister Zäuner zum Erben eingesetzt, wird Geselle, und begiebt sich auf die Wanderschaft.

Dem ehrlichen Meister Zäuner that es sehr weh, um eines noch so jungen Menschen willen, wie sein Vetter Gottfried war, zurückgesetzt worden zu seyn. Er beklagte sich oft bitter drüber gegen Gottfrieds Jakob. Dieser junge Mensch kam nehmlich beynah alle Abende zu seinem Vetter Zäuner, den er wie seinen Vater, und der ihn hinwieder wie seinen Sohn liebte. Alles was ihm Zäuner sagte, nahm er willig an, und besonders war er gegen die oft wiederholten und ihm dringend eingeschärften Warnungen recht folgsam, sich doch nicht von dem bösen Beyspiel in dem Hause seines Vaters auch mit zu der Verschwendung und dem so schädlichen Uebermuth mit hinreissen zu lassen. Jakob gelobte ihm heilig, und hielt es auch treulich, immer fromm, sittsam, genügsam und rechtschaffen zu bleiben, und etwas rechtes zu lernen, um sich einst durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß in der Welt fortzubringen. Er gewann durch seine gute, sittsame Aufführung das Herz seines Vetters und seiner Baase so ganz, daß als Meister Zäuner einige Zeit nach der unglücklich ausgefallenen Gerichtswahl die traurige Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und zugleich mit ihr den Todtenschein

schein erhielt, er sich, mit Einwilligung seiner Frau, entschloß, den braven, frommen Jakob zum Erben seines ziemlich ansehnlichen Vermögens nach ihrem beyderseitigen Absterben einzusetzen. Doch war er dabey so klug, daß er das noch nicht öffentlich bekannt machte, theils damit es Gottfried nicht erführe, und nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf den unschuldigen Jakob neuen Haß und unverdiente Feindschaft würfe, theils damit nicht Jakob etwan einmal in der Fremde drauf loshausen und sich zum Wohlleben und Praßen verleiten lassen möchte.

Jakob war jetzt sechszehn Jahr alt, und hatte es in seinem Handwerk durch anhaltenden Fleiß, und unter der Anleitung seines geschickten Vaters, und noch mehr eines sehr geschickten Gesellen aus Schlesien so weit gebracht, daß ihn sein Vater zum Gesellen machen und ihm vieles in der Werkstätte anvertrauen konnte, da er sich selbst so wenig mehr drum bekümmerte, und immer nur in Philipps Versebüchern und Liebesgeschichten las, oder spatzieren gieng, oder am Abend sich ins Weinhaus setzte, und so seine Zeit und sein Geld vertrödelte. Jakob wäre gar zu gern gleich auf die Wanderschaft gegangen, theils um dem beständigen Anschnurren und der harten, verächtlichen Begegnung seiner Eltern, und besonders seiner Mutter, zu entgehen, theils auch um das Praßen und Verschwenden im Hauswesen und der Kleidung, gegen das Meister Zäuner immer so sehr eiferte, nicht mehr mit ansehen zu dürfen, theils

 und

und hauptsächlich, um sich in der Welt, wovon sein Vater ihm ehedem oft so viel Schönes erzählt hatte, umzusehen, und sich noch mehr Geschicklichkeit und noch größere Kenntnisse zu erwerben. Er offenbahrte diesen Wunsch seinem Vetter Zäuner. Allein dieser sagte ihm, er rath ihm jetzt noch nicht in die Fremde zu gehen; Er könne bey seinem Vater und dem Schlesier noch viele Vortheile lernen, die ein fremder Meister ihm nicht so leicht zeige. Auch sey er seinem Vater jetzt erst etwas nutz, da er nun brav arbeiten und auf die Gesellen Acht geben könne, die immer da, wo kein Meister sey, der die Aufsicht auf sie habe, sehr nachläßig seyen und mehr auf ihren als den Vortheil ihres Meisters sähen. Hauptsächlich aber rieth er ihm ab, jetzt schon auf die Wanderschaft zu gehen, weil Jakob noch so blutjung war, und er wohl wußte, wie gefährlich es ist, wenn sich ein so junger Mensch, der noch gar keine Erfahrung hat, und von der Welt nichts weiß, in die Fremde hinaus wagt. Er kannte die vielen Fallstricke zu gut, die einem solchen jungen Menschen, der jedermann traut, und alle Menschen für so gut und unverderbt hält, als er selbst ist, von schlechten, niederträchtigen Gesellen, gewinnsüchtigen Wirthen, lüderlichen Weibspersonen und dergl. gelegt werden. Jakob, bey dem Zäuners Rath so viel galt, als die Bibel, entschloß sich also, so hart es ihn auch ankam, noch in Erlenburg zu bleiben, und arbeitete mit aller Emsigkeit in der Werkstätte seines Vaters. So verfloßen noch drey Vierteljahre, als der recht-

schaffne Meister Zäuner einen Schlagfluß bekam, und acht Tage drauf starb. Seine Frau, die schon seit einem Jahr sehr kränkelte, betrübte sich über den Tod ihres Mannes so sehr, daß sie ihm nach einigen Wochen in die seelige Ewigkeit nachfolgte. Der brave Jakob war über diesen Verlust fast untröstlich. Er hatte nun in ganz Erlenburg keinen Menschen mehr, zu dem er seine Zuflucht nehmen, dem er sich ganz anvertrauen konnte. Meister Zäuner war ihm Vater, Freund, Rathgeber und Alles gewesen. Der Aufenthalt in Erlenburg war ihm nun aufs neu entleidet.

Meister Zäuners Testament ward hierauf in Gottfrieds und Annens Gegenwart geöfnet. Anne hatte sich gewiß eingebildet, ihr Mann werde, als Schwesterssohn, allein zum Erben eingesetzt seyn. Aber wie stutzte sie, als Jakob allein zum Erben eingesetzt war, ausser dreyhundert Thalern, die ihrem Mann vermacht waren! Wüthend, zitternd und schäumend rannte sie heim, und nun giengs über den armen Jakob her. Er sey ein gottloser Schleicher, schrie sie, ein schändlicher Betrüger; Er habe den Meister Zäuner beschwätzt und seinen Vater um die Erbschaft, die von Gott und Rechts wegen ihm gehörte, betrogen. Jakob mochte umsonst weinen, bitten und sich betheuren, er habe gar nichts drum gewußt, Meister Zäuner habe nie mit ihm ein Wort davon gesprochen. . . . . Es half alles nichts. Der Vater wollte sich drein mischen und zum Besten seines Jakobs reden; Er ward aber unsanft zu-

rück gestossen, mit Schimpfwörtern überhäuft, und mußte schweigen. Das Ende dieser rasenden Scheltpredigt war endlich: Jakob könne sich nun aus dem Hause packen. Sie — die Mutter — könn und woll ihn nicht mehr vor Augen sehen. Diese Drohung war für Jakob noch das angenehmste. Er wünschte sich, lieber heut als Morgen sein Haus und Erlenburg verlassen zu dürfen.

Gottfried, der immer noch viel auf seinen Jakob hielt, und es nur vor Annen sich nicht merken lassen durfte, freute sich heimlich drüber, daß sein Sohn die Erbschaft gethan hatte, um so mehr, da er sah, daß sie bey ihm selbst doch in Kurzem wäre durchgebracht worden. Er war auch vollkommen bey sich selber davon überzeugt, daß sein Sohn ganz unschuldig, und gewiß auf die erlaubteste Art zu der Erbschaft gekommen sey; Er sagte auch Jakoben heimlich, er wiss es wohl und gönn es ihm von Herzen. Aber vor seinem Weibe durfte er nicht ein Wort zu Jakobs Besten vorbringen. Eben so wenig durfte er dagegen sagen, daß Jakob das Haus verlassen und in die Fremde ziehen sollte, ob er ihn gleich gern noch länger bey sich behalten hätte. Ja, er beschleunigte am Ende seine Abreise selber, weil Jakob so großes Verlangen darnach trug, und zu Haus doch nichts als tägliches Herzeleid hatte. Gottfried steckte seinem Sohn heimlich etliche Thaler zu, begleitete ihn vors Thor hinaus, umarmte ihn da mit Thränen und verließ ihn mit den Worten: Leb wohl, lieber Jakob! Der Herr

sey mit dir! Fürchte Gott, und lebe fromm, so wird dirs wohl gehn.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wie nach Erlenburg ein Fürst zieht, und Gottfried bey ihm Hoftischler wird.

Wir lassen den braven Jakob ziehen, und wünschen ihm Glück auf die Reise. Jetzt kehren wir wieder nach Erlenburg zurück. Da trugen sich nun auf Einmal die grösten und merkwürdigsten Veränderungen zu. Ein Bruder des regierenden Fürsten, der bisher in der Residenz gewohnt hatte und oberster General der fürstlichen Truppen war, der aber lieber gegen Hirsche, Füchs' und Haasen als gegen den Feind zu Felde zog, kam um diese Zeit in die Gegend von Erlenburg, weil ihm die Jäger kund gethan hatten, es habe sich in einem Forst nahe bey dem Städtchen ein aus der Maassen großer Hirsch sehen lassen. Herzog Adolph — so hieß der General — kam mit allen seinen Jägern, Offiziers, Bedienten und Hunden und Pferden an, und suchte den Wunderhirsch auf. Dieser ließ den ganzen ersten Tag nichts von sich blicken. Man war also um ein Nachtlager besorgt, und kam nach Erlenburg, wo schon seit etlich hundert Jahren ein ziemlich großes, jetzt aber fast eingegangnes Schloß, die Burg genannt, stund, und jetzt blos von einem alten Burgvogt bewohnt wurde. Auf

 dieser

dieser Burg nahm Herzog Adolph sein Nachtlager; Und die Lage des Schlosses, und noch mehr die um Erlenburg her liegenden, Gewildreichen Förste gefielen ihm so wohl, daß er bey seiner Rückkunft in die Residenz seinen Bruder, den regierenden Herzog, bath, er möcht ihm die Erlenburger Burg schenken; Er wolle sie sich zurecht machen lassen, und künftig seine Residenz oder Wohnung da aufschlagen. Dem regierenden Herzog war dieser Vorschlag äusserst willkommen; Denn nun kriegte er mehr Raum in seinem Residenzschloß, wo sein Bruder bisher einen Flügel bewohnt hatte; Und ausserdem waren die beyden Herren so gegen einander gesinnt, daß sie gar wohl ohne einander leben konnten, und immer dann die besten Freunde waren, wann sie nicht beysammen lebten.

Man gieng also mit aller Macht an die Ausbesserung, oder vielmehr Umschaffung der Burg, denn es blieben nichts als die Hauptmauren davon stehen. Maurer, Zimmerleute, Schlosser, alles war beschäftigt, und weil in Erlenburg nicht Arbeitsleute genug waren, so wurden noch verschiedene aus den benachbarten Ortschaften und der Residenz verschrieben. Der Herzog Adolph war jede Woche wenigstens ein paarmal selber da und redete den Arbeitsleuten zu, sie sollten machen, daß das Schloß bald hergestellt und fertig wäre. Denn er war ein Herr, der nicht die mindeste Geduld hatte, bey dem alles über Hals und Kopf gehen mußte. Es war jetzt im May,

und zu Anfang des Septembers wollte er schon die neue Residenz mit seiner zahlreichen Familie und seinem ganzen Hofstaat beziehen. Meister Gottfried bekam nun bey dieser Gelegenheit auch alle Hände voll zu thun. Herzog Adolph, der schon in der Residenz etwas von seiner Arbeit gesehen, und ihn loben gehört hatte, ließ ihn zu sich in den Hirsch, wo er gewöhnlich abstieg, kommen, und machte einen Akkord mit ihm, daß er ihm für drey tausend Thaler das ganze Schloß ausmeubliren und alles machen sollte, was von Schreinwerk in ein Schloß gehört. Der Akkord war für unsern Gottfried in der That sehr vortheilhaft, und er konnte dabey allerwenigstens gegen sechs hundert Thaler gewinnen; Nur sollte alles auf den Herbst schon fertig seyn; Und also mußte er aus allen Enden und Orten her Gesellen verschreiben. Gern hätt er jetzt auch seinen Jakob, der in Leipzig arbeitete, bey sich gehabt, aber seine Frau wollt es nicht haben.

Gottfried mußte nun alle Bücher liegen lassen, und wieder hübsch nach dem Reißzeug und auch selbst nach dem Hobel greifen, und vom Morgen an bis in die Nacht arbeiten; Denn der Herzog ließ ihm keine Ruhe, schickte alle Augenblicke nach ihm, oder kam wohl manchmal selber zu ihm in die Werkstätte, um zu sehen, ob dieß oder jenes noch nicht fertig sey? Dabey wetterte und fluchte er oft ganz gewaltig, wenns nach seinem Sinn nicht schnell genug gieng, war dann aber auch zu andern Zeiten oft wieder so

herablassend und gnädig, daß er Gottfrieden manchmal auf die Schulter klopfte und ihn lobte, ja sich auch einmal den grundgelehrten Philipp vorstellen, und von ihm sich einen Vers, den dieser auf Seine Durchlaucht gemacht hatte, übergeben ließ, und eh ers durchgelesen hatte, versicherte, der Vers sey recht hübsch, und Philipp könne seiner Huld versichert seyn. Ueber dieses Glück ward nun Anne beynah närrisch und war vor Hochmuth gar nicht mehr auszustehen. Sie ließ nun bey ihrem Mann nicht nach, bis er sich von dem Herzog die Gnade ausbath, den Titel seines Hoftischlers führen zu dürfen; Welche Gnade ihm der Herzog, da sie ihn nichts kostete und seine Eitelkeit kützelte, gar gerne zugestand. Er bekam nun in kurzer Zeit auch noch Hofschlosser, Hofriemer oder Sattler, Hofschmidte u. dgl.

Nunmehr glaubten die Erlenburger, werd ihre goldne Zeit erst angehn, und die gebratnen Tauben werden ihnen gerades Wegs ins Maul fliegen. Es kam ein Fürst in ihre Mauren, mit ihm eine Menge Hofbediente, Offiziers und auch zwo Kompagnien Soldaten von seinem Regiment. Nun, dachten sie, fehlt es uns an nichts mehr; Da wirds Geld regnen, und wir alle werden steinreiche Leute werden. Das vorher so unansehnliche Städtchen ward nun in schneller Zeit verschönert. Denn fast ein jeder Erlenburger strengte seine letzten Kräfte an, und scharrte alles Geld was er noch übrig hatte, zusammen, um sein Haus heraus-

auspußen und bequemer einrichten zu lassen, in der Hofnung, einen vornehmen Miethmann zu bekommen, der alles wieder hundertfältig bezahle. Es war in dem Städtchen nichts als Leben, Thätigkeit und Jubel. Nur einige alte, rechtschaffne Leute seufzten über die vorgehenden Veränderungen in der Stille, und sagten einander ins Ohr: Nun ists vollends mit uns aus; Nun wird Fleiß, Gottesfurcht, Redlichkeit und Christenthum uns vollends ganz verlassen und aus unsern Mauren wegziehn, und die Ueppigkeit, die so schon gnug überhand genommen hat, und das Wohlleben und die Ausgelassenheit wird die Wenigen, die sich noch bisher oben erhalten haben, auch mit in den Strudel hinabziehn. Kurz, das sonst so fromme, stille Erlenburg wird eine Schand = und Lastergrube werden, daß mans bald nicht mehr kennen wird.

Gottfried hielts nicht mit denen, die das Ding von einer so traurigen und schwarzen Seite ansahen. Weil er selbst bey der Veränderung sich so wohl befand, das heißt, weil er so viel Geld verdiente, so prieß er nicht nur sich, sondern auch ganz Erlenburg darüber glücklich. Ihm zu Liebe hätten noch drey Fürsten kommen und in Erlenburg ihre Residenz aufschlagen dürfen. Die zu befürchtende noch grössre Verderbnis der Sitten lag ihm nicht sehr am Herzen, denn er dachte wenig drüber nach, und hatte selber schon die Reinigkeit der Sitten ganz verlohren. Freylich hielt er noch auf äusserliche Ehrbarkeit, las noch täglich

seinen

seinen Morgen= und Abendseegen, gieng noch jeden Sonntag in die Predigt und alle Vierteljahre zum heiligen Abendmahl; Aber das war doch nur todtes, äusserliches Christenthum, das mit dem eigentlichen Christenthum, das einem guten Baume gleichen und gute Früchte der Gerechtigkeit bringen muß, nichts weiter zu schaffen hat. Die wahre herzliche Liebe zu Gott war aus seinem Herzen gewichen, und hatte der Liebe zu der Welt und zum Irdischen Platz gemacht. —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wie Herzog Adolph seinen Einzug in Erlenburg hält.

In der Mitte des Monaths September war das Schloß beynahe völlig ausgebaut und eingerichtet. Und nun geschah der feyerliche Einzug des Herzogs Adolphs. Ganz Erlenburg zog in Festkleidern beym Thor hinaus und dem Zug entgegen. Sobald man den Herzoglichen Wagen von ferne kommen sah, wurden einige Kanonen und Böller, die man auf die Stadtmauren geschleppt hatte, abgelößt. Nun gieng der Zug beym Thor herein. In Einem Wagen saß der Herzog und die Herzoginn; Dann kamen zween Wagen voll mit Prinzen und Prinzessinnen; Dann der Hofmarschall, der Oberstallmeister mit den Pferden, der Oberjägermeister u. s. w. Zugleich kamen zwo Kompagnien Soldaten mit, die nun auch in Erlenburg bleiben sollten, und so

lang,

lang, bis Casernen aufgebaut wären, in den geringern Bürgershäusern einquartirt wurden. Die meisten Offiziers und Hofbediente, die nicht auf dem Schloß wohnen konnten, hatten sich schon Zimmer in den besten Bürgershäusern gemiethet, und bezogen sie. Auch Anne mußte, ob sie gleich sich lang genug dagegen gesträubt hatte, ihr Staats- und Visitenzimmer einem Hauptmann, Namens Freyendorff, einräumen.

Acht Tage lang und länger noch war nun in Erlenburg ein ununterbrochnes Fest- und Freudenleben. Die Erlenburger konnten wenigstens nicht zu sich selber kommen, und sich nicht gnug satt sehen und satt hören an den tausend Herrlichkeiten, die ihnen alle so neu waren. So oft die Wache in dem Schloßhof aufzog, versammelte sich das halbe Städtchen, um sie zu sehen; Dann drängte sich alles in das Schloß hinein, weil der Herzog mit seiner Familie gewöhnlich offne Tafel hielt, bey der sich seine Hautboisten tapfer hören liessen. Und so gabs alle Augenblicke etwas Neues, das die neugierigen Erlenburger an sich zog, und sie von ihren Geschäften weg rief. Auch kam noch immer etwas von dem Gefolge des Herzogs nach.

So todt es nun bisher in Erlenburg, blos Sonn- und Feyertage ausgenommen, gewesen war, so laut und lebendig wars jetzt einen Tag wie den andern. Besonders machten die Soldaten und die Menge Jäger, die der Herzog um und bey sich hatte, Lärm genug. Den Tag über

waren

waren sie gewöhnlich in den Wirthshäusern, wo sie spielten, soffen und sangen; Und am Abend zerstreuten sie sich auf den Strassen herum, um lüderliche Weibspersonen aufzusuchen, deren Zahl anfangs noch gering war, sich aber bald mit jedem Tage mehrte. Denn die noch übriggebliebnen schwachen Spuren von Tugend, Sittsamkeit und Unschuld wurden bald vollends durch den Leichtsinn und die Unverschämtheit der Soldaten und die Frechheit des Hofgesindels verlöscht. Die meisten Mädchen hieltens nun schon für Ehre und Glück, Abends an dem Arm eines Laquais, Jägers, Soldaten u. dgl. in den Gassen herum schranzen zu dürfen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was indeß Gottfrieds Töchter und der hochstudierte Philipp trieben.

Annens Töchter, Kathrine und Sophie, liessen sich, so leichtsinnig und zur Buhlerey geneigt sie waren, doch um die Abendzeit nie auf der Strasse sehen, und gaben sich überhaupt mit solchen Leuten, wie vorher genannt wurden, gar nicht ab. Denn dafür hielten sie sich für zu gut und vornehm, und glaubten, was Magister Richter ihnen immer vorschwatzte, daß einst Grafen und Baronen kommen und sich um ihre Hand bewerben würden. Die nach Erlenburg verlegte Residenz des Herzogs machte, daß Mutter und Töchter sich in dieser Hofnung immer mehr bestärkten,

dame sehen, machten sie nach. Ihr Staat war so übertrieben, daß kein Mensch, der sie Sonntags in der Kirche sah, darauf gerathen hätte, daß sie weiter nichts als Töchter eines Handwerksmanns wären. Man hätte sie für Töchter eines nicht gemeinen Hofbedienten halten sollen. Mit dem übertriebnen Wesen in der Kleidung ward auch ihr Sinn, Denkungsart und die ohnedieß schon hohe Meynung, die sie von sich selber hatten, immer stolzer, übertriebner und überspannter. Kathrine, die Aelteste, legte davon unter anderm bey folgender Gelegenheit einen deutlichen Beweiß ab. Sie gieng in ihr siebenzehntes Jahr, als Danner, der Sohn eines reichen, schon verstorbnen Bierwirths um sie anhielt, weil er sich in ihr äusserliches gutes Aussehn, auch vielleicht in ihre schöne Kleider bis zum Sterben verliebt hatte. Dieser Danner hatte bey einem Krämer in der Residenz die Handelschaft erlernt, war jetzt zwanzig Jahr alt, sah recht hübsch und artig aus, hatte einen vortreflich wohl eingerichteten Kramladen, ein Vermögen von zwölf tausend Thalern, und war ohnstreitig die allervortheilhafteste Parthie in Erlenburg, die gewiß kein einziges Mädchen, das ihre fünf Sinne beysammen hatte, würde ausgeschlagen haben. Aber Kathrine schlug ihn aus. Der Vater, ja selbst die Mutter, waren damit unzufrieden, sagten, das sey Unbesonnenheit, und drangen in sie, doch einen Grund anzugeben, war-

um sie denn Dannern nicht haben wolle? — Weil ich keinen halben, sondern einen ganzen Herrn haben will, war die Antwort. Danner ist ein Mensch ohne Belesenheit, ohne Geschmack und Gefühl; Mein Herz würde bey ihm ganz eintrocknen. Ich will einen Mann nach meinem Herzen, keinen so gemeinen Menschen haben. Ich will schon noch einen Herrn kriegen. — Du hast Recht, Trinchen, sagte drauf die Mutter. Es ist wahr, ein Herr bleibt doch immer ein Herr, und ein solcher wird sich vielleicht eher finden, als wir denken. So ward Danner und sein vortheilhafter Antrag abgewiesen, und der arme Narr wollte drüber sich in einen Brunnen stürzen. — Und so wiesen die beyden thörichten, affektirten Mädchen noch etliche vortheilhafte Heyrathsanträge ab, bis die andern Erlenburger Bürgerssöhne es hörten, sich um sie nicht weiter bekümmerten, und sie, wie sies auch verdienten, mit Verachtung ansahn.

Philipp nahm in seinem Geniewesen noch immer, aber desto weniger in den eigentlich gründlichen Wissenschaften, die uns Brod verschaffen und durch die Welt helfen, zu. Was er las, das waren Verse, was er schrieb, war in Versen, und jedes ernsthafte, nützliche, gelehrte Buch blieb von ihm ungelesen liegen. Weil jeder Poet, wie wenigstens seine Verse besagen, ein Mädchen oder eine Liebschaft hat, so sah sich Philipp auch um ein Mädchen um und machte Liebeslieder. Seine Wahl fiel auf die Tochter eines Kammerdieners

bey

machen, spatzieren gehen, Blumen pflücken, Verse an die Blumen machen, Sträusse binden, und am Abend vor dem Haus des Mädchens auf sie lauren, ihr die Verse und die Sträusse geben, sie küssen, vergöttern, heimgehn, und wieder neue Verse an sie machen. Wer nicht liebte und nicht Verse machte, war in seinen Augen ein Schuft und ein unempfindlicher Klotz. Dieses Wesen gieng ein halbes Jahr so fort. Er machte Schulden und allerley dumme, auch zum Theil schlechte Streiche, über die aber seine Eltern nichts sagten, weil Magister Richter sie für Geniestreiche und Zeichen eines großen, unternehmenden Kopfes ausgab. Inzwischen giengs um diese Zeit dem Magister Richter selber sehr fatal. Bey seinem lüderlichen, ausschweifenden Leben wars nicht anders möglich, als daß er beträchtliche Schulden machte, die mit jedem Tag anwuchsen. Er hatte ein Mädchen, eine Bürgerstochter, die er mit seinen Pralereyen ganz närrisch gemacht hatte. Das unglückliche Geschöpf ward von ihm schwanger, und nun machte er sich, um der Schande und Strafe, und seinen ungeduldigwerdenden Schuldnern auszuweichen, bey Nacht und Nebel davon, und ließ das Mädchen im Elend, und die Schuldner unbezahlt und ungetröstet sitzen.

Philipp hatte nun also keinen Lehrer. Da aber einige geringere Hofbediente einen Lehrer

mitgebracht hatten, der ihre Söhne gemeinschaftlich im Lateinischen und andern nützlichen Wissenschaften unterrichtete, da würkte Gottfried, der ihnen Arbeit lieferte, bey ihnen die Erlaubnis aus, daß Philipp auch in die Stunden ihres Lehrers mit kommen durfte. Allein dieser Lehrer war ein vernünftiger, gründlich gelehrter junger Mann, der bald merkte, wo es Philippen fehlte, nehmlich leider! an Allem. Er sah, daß er weder Latein noch sonst etwas verstand, und sagte ihm offenherzig, wenn noch etwas aus ihm werden soll, so müsse er ganz von vorne anfangen. Das wollte aber dem jungen Herrn nicht behagen. Er las und machte lieber Verse, ließ auch seinen Lehrer einmal welche lesen. Dieser aber sagte ihm, es sey wenig oder nichts dran. Darüber war Philipp zween Tage lang melancholisch, bis er sich bey sich selbst überzeugte, der Lehrer sey nicht klug und verstehe nichts davon; Er tadle seine Verse nur aus Unwissenheit, oder aus Neid.

Weil aber Philipp gar nichts lernte, und in den Lehrstunden schlechterdings nicht mit fortkommen konnte, so hielt sich der Lehrer endlich in seinem Gewissen für verbunden, es dem Vater anzuzeigen, weil er das Quartalgeld nicht umsonst und ohne es zu verdienen einnehmen wollte, und weil ihm Philipp auch seine andern jungen Leute verderbte und sie mit der Versesucht ansteckte. Meister Gottfried stutzte gewaltig, als er dieses von dem Lehrer hörte, und ließ, sobald dieser weg-

gegangen war, seinen Philipp im ersten Unwillen zu sich in die Werkstätte kommen, wo, weils eben Sonntag war, niemand gegenwärtig war. Er hielt ihm eine scharfe Strafpredigt, stellte ihm vor, wie viel er schon auf ihn gewendet habe, und nun müss er solche Dinge von ihm hören. Philipp faßte sich bald, sagte, er wisse wohl, daß der Lehrer ihn nicht leiden könne, er veracht ihn, weil er nur ein Tischlerssohn sey, er verstehe blutwenig, Herr Magister Richter sey ein andrer Mann gewesen, der hab ihn ja immer gelobt, bey dem gegenwärtigen könn er nichts lernen, er — sein Vater — soll ihn nur auf Universitäten schicken, da werds anders gehen, u. s. w. Durch diese, und andre unverschämte Vorspiegelungen und Lügen beschwätzte Philipp seinen Vater so ganz, daß ihm dieser Recht gab, dem Lehrer das Quartalgeld mit dem Ausstandsgeld zuschickte, und seinem Sohn versprach, auf Ostern woll er ihn auf die Universität ziehen lassen. Er brachte auch gegen zweyhundert Thaler an Stipendien für seinen Sohn zusammen, die das Städtchen Erlenburg und der Stadtrath zu vergeben hatte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wie der Hauptmann Freyendorff mit Philipp Bekanntschaft macht, Kathrinen entehrt, und sie sitzen läßt.

Ich habe dem geneigten Leser weiter oben schon gesagt, daß in Gottfrieds Haus ein Hauptmann, der Freyendorff hieß, sich eingemiethet habe. Dieser Hauptmann war ein lustiger Mann, der gern jedermann zum Besten hatte. Er ließ sich von Philippen zuweilen ein Buch zum Lesen geben, und da ihm dieser nichts als Verse brachte, so merkte er bald, woran der junge Herr krank liege. Er sagte Philippen, er liebe ja wohl die Poeten und die Poesie sehr? Philipp hielt nun sogleich eine ganz begeisterte Lobrede auf die Dichtkunst. Der verschlagne Hauptmann stimmte mit in dieses Lob ein, sprach in noch übertriebnern Ausdrücken von der göttlichen Dichtkunst, und nun konnte sich Philipp nicht mehr halten; Er drückte dem Hauptmann die Hand, sagte, nun finde er doch einmal einen Mann von Gefühl, und entdeckte ihm nicht nur, daß er selbst auch Verse mache, sondern las ihm gleich ein ganzes Dutzend von seiner Arbeit vor, worüber Freyendorff ganz entzückt zu seyn schien. So hatte er mit dem einfältigen jungen Menschen seinen, freylich oft nur gar zu weit getriebnen Spaß. Philipp war nun beständig um ihn, wenn er nicht Verse machte, oder bey seiner Lisette war. Er gieng mit dem

Haupt-

Hauptmann zum Wein, aufs neuerrichtete Kaffeehaus, vors Thor und aller Orten hin, und vertraute ihm auch etwas von seiner Liebschaft an. So vertrieb sich der Hauptmann mit ihm die lange Weile, die ihn oft plagte, und machte ihn durch seine Schäckereyen vollends ganz zum Narren. Natürlich sprach man oft auch von der Universität, und weil der Hauptmann auch ein halbes Jahr, und zwar in Jena, studiert hatte, so prieß er ihm die Universität vor allen andern an, erzählte ihm viel von seinen dort gespielten Streichen und von allen Freuden, die man da haben könne, so daß Philipp vor Begierde brannte, dort zu seyn, und an Ostern auch dahin zog.

Der Hauptmann hatte, ausser der Freude, die er sich mit Philipp machte, auch noch eine andre Absicht, warum er so viel mit dem jungen Purschen umgieng. Gottfried und Anne hieltens ganz natürlich für ein aus der Maassen grosses Glück, daß Seine Gnaden sich so viel mit ihrem Sohn abgaben. Der Hauptmann erwarb sich dadurch das völlige Zutrauen der Eltern, und dadurch erreichte er seine Hauptabsicht, auch mit den Töchtern, und besonders mit Kathrinen, auf die er sein Auge besonders geworfen hatte, bekannt zu werden. Er schäckerte mit ihr, lud sie öfters zu sich auf sein Zimmer ein, und in kurzer Zeit ward er ganz vertraut mit ihr. Die Sache wurde bald im ganzen Städtchen ruchbar. Jedermann, der den Hauptmann kannte, sagte: Die wird er gewiß anführen und unglücklich machen.

 Einige

Einige gutdenkende Leute warnten auch die Eltern deßwegen. Diese aber waren von dem Glück ganz trunken, das ihrem Hause durch die Herablassung eines solchen vornehmen Herrn zu ihrer Tochter widerführe, und bildeten sich so wie Kathrine selber ein, er werde sie gewiß heyrathen. Sie nahmen daher diesen gutmeynenden Leuten ihre Warnung gar sehr übel, und ließen ihre Tochter ungestört und nach Herzenslust mit dem Hauptmann umgehen. Nach kurzer Zeit zeigte sich, daß das Mädchen unglücklich gemacht worden und schwanger war. Sie verbarg es noch und offenbahrte es blos ihrem Hauptmann, in der zuversichtlichen Hofnung, er werde sie nun, wie er ihr mehr als Einmal versprochen hatte, heyrathen. Er versicherte sie auch noch immer, er woll es thun, und nahm hierauf eine Reise nach der Residenz vor, unter dem Vorwand, er wolle bey Hof um die Erlaubnis ansuchen. Das Mädchen wartete, und wartete. Endlich schrieb er ihr, er habe die gesuchte Erlaubnis nicht erhalten, und sey überdieß noch zu einem andern Regiment versetzt worden, und werd also nicht mehr nach Erlenburg zurück kommen. Das Mädchen gerieth nun fast in Verzweiflung, und gestand ihren Eltern unter tausend Thränen, was vorgegangen sey. Diese wütheten und tobten nun, und wollten Kathrinen fast umbringen, daß sie ihrem Hause einen solchen Schandfleck angehängt habe. Der Vater lief, auf Verlangen seiner Frau, zum Herzog Adolph, und verklagte bey ihm den Hauptmann.

mich um das nicht, was die Offiziers thun
Nehmt Ihr künftig Eure Töchter besser in Acht
Damit mußte Meister Gottfried wieder abziehn
Fast jedermann in Erlenburg, und Danner ins
besondre, freute sich über Kathrinens Fall, we
sie vorher jedermann verachtet, und ihm einen Kor
gegeben hatte. Auch den Eltern gönnten viel
dieses Unglück wegen ihres Uebermuths. Ma
nannte jetzt Kathrinen nur die Frau Hauptmän
ninn. Ihre Eltern schämten sich so, daß sie si
eine gute Zeit nicht öffentlich sehen liessen. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wie Sophie bey dem Hofmarschall Kamme jungfer wird.

Das war also die erste traurige Frucht vo der schlechten, verzärtelten, und kindischeiteln E ziehung, die die beyden Eltern ihren Kindern g ben. Allein, so sehr auch das gegenwärtige U glück sie schmerzte, so liessen sie sichs doch im g ringsten nicht zur Lehre dienen, künftig mehr a ihre Kinder Acht zu geben, und sie mehr zur Sit samkeit und Gottesfurcht anzuhalten, wie sic bald nachher in Absicht auf ihre zwote Tochte Sophie, auswieß.

Der Herzog hatte nehmlich einen Hofma schall, der, wie jedermann ganz laut von ihm sa

te, einer der grösten Wollüstlinge, und besonders ein ganz aus der Maassen grosser Liebhaber des weiblichen Geschlechts war. Nicht leicht kam ein weiblicher Dienstbothe mit Ehren aus seinem Haus. Er machte sich auch gar nichts draus, öffentlich mit seiner Schande zu pralen. Dieser Mann hatte auch Gottfrieds Töchter als vorzüglich schöne Dirnen rühmen gehört, und wurde sogleich nach ihnen lüstern. Da nun um diese Zeit die Kammerjungfer seiner Gemahlinn an seinen Kammerdiener verheyrathet werden mußte, so schickte er nach Gottfrieden, sagte ihm, nachdem er sich vorher einen kostbaren Schreibtisch bestellt hatte, er habe gehört, daß er zwo sehr artige Töchter habe. Er brauche eben eine Kammerjungfer, und da möcht er und seine Gemahlinn wohl eine von seinen Töchtern sehn und sprechen, ob sie sich wohl zu dieser Stelle schicke? Gottfried erschrack über diesen Antrag, versprach aber doch, eine seiner Töchter ihm aufwarten zu lassen. Traurig gieng er heim, denn er wußte den übeln Ruf auch, in dem der Hofmarschall stand, erzählte seiner Frau, was vorgegangen sey, und sagte, sie solle nun rathen, wie man dem Ansinnen des Hofmarschalls ausweiche? Seine Frau fand die Sache so gar übel und gefährlich nicht; Es sey doch auch nichts geringes, meynte sie, in eines so vornehmen Mannes Haus zu seyn; Man sag ihm freylich vieles nach, aber es sey noch die Frage, obs auch wahr sey? Sophie — denn Kathrine lag eben in den Wochen — könne sich da ein schö-

nes

nes Stück Geld machen und kostbare Kleider bekommen, und das sey doch . . . . . Indem kam Sophie in die Stube, und die Mutter trug ihr die Sache vor. Das Mädchen war voller Freuden drüber, und wollte sich gleich auf der Stelle anziehn, um zum Hofmarschall zu gehen. Der Vater machte ihr und der Mutter noch recht ernstliche und vernünftige Vorstellungen deßwegen, stellte ihnen Kathrinens Unglück vor, und malte alle Gefahren in dem Haus des Hofmarschalls so gut als er vermochte, ab. Umsonst; Er ward nicht Meister. Sophie gieng hin, gefiel dem Herrn, kam von seiner Leutseeligkeit und Gnade ganz bezaubert heim, und zog nach zween Tagen als Kammermädchen in das Haus des Hofmarschalls. Sie ward da, wie gleich öffentlich und allgemein in der Stadt die Rede gieng, seine förmliche Maitresse, nahm ihn ganz ein, hetzte ihn gegen seine brave, unschuldige Gemahlinn auf, stiftete die greulichsten Händel zwischen ihr und ihm, und putzte sich mit den Geschenken, die ihr der Hofmarschall als redende Zeugen ihrer Schande machte, wie die vornehmste Dame auf, und würdigte ihre Eltern kaum noch eines Blicks. Die verblendete Mutter frohlockte über dieses sogenannte Glück ihrer Tochter. Der Vater aber seufzte oft im Stillen über sie und ihre Schande. —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie Philipp sich in Jena halb zu todt studiert, aber auch gewaltig viel Geld braucht.

Philipp schrieb von Jena aus immer die erwünschtesten Briefe. Seiner Sage nach studierte er sich halbtodt, und ward von den Professoren allen Studenten als ein Muster angepriesen, auch von Grafen und Baronen zum Gesellschafter und Freund gesucht; Er habe, schrieb er, schon einmal gepredigt und die ganze christliche Gemeinde bis zu Thränen bewegt. Auch schickte er zwey gedruckte Gedichte mit, die er im Namen der ganzen Universität auf die Prorektorswahl gemacht hatte. Aber, setzte er hinzu, gewaltig theuer seys in Jena. Ueber diesen praleriſchen Brief stürzten den Eltern Freudenthränen aus den Augen. Sie liessen ihn jedermann lesen, und gleich den ersten Posttag schrieb ihm Gottfried wieder einen Brief, und legte sechs Dukaten zum Gruß drein. Er meldete ihm seine und der Mutter Freude über seine glückliche Zunahme, und bath ihn himmelhoch, sich doch durch das allzuviele Studieren nicht zu schaden! So waren alle seine Briefe voll von Pralereyen und den unverschämtesten Lügen, die die Eltern alle glaubten. Aber immer ließ er etwas von der theuren Lebensart in Jena, von den großen Kosten, die er auf Kollegien und Bücher wende, u. dergl. etwas einfliessen.

fliessen. Ja, einmal kam gar ein Brief von einem Menschen, der sich Doktor Scheibe nannte. Er könne sich nicht länger halten, schrieb er, nicht an die Eltern eines Jünglings zu schreiben, der die Bewunderung der ganzen Universität sey, und es bald bey der ganzen Welt seyn werde, der Tag und Nacht, nur zum allzugroßen Schaden seiner theuren Gesundheit, studiere, die erhabensten Gedichte aus dem Stegreif mache, vortreflicher als Mosheim predige, und so bald ers nur verlange, Doktor und Professor werden könne. Nur das Einzige sey zu bedauren, und das hab ihn eben bewogen, an Gottfried und Annen zu schreiben. Ihr Sohn kränkle, er sey so mager, sehe wie der Schatten an der Wand aus, und daran sey nichts anders schuldig, als theils sein übermäßiges Studieren, theils seine armseelige Art zu leben; Denn er eſſ' und trinke nicht genug, und mache kaum sein Zimmer warm, um sich nur etwas von seinem geringen Wechsel zum Ankauf neuer Bücher zu ersparen. Es sey zu befürchten, daß er sich noch gar aushungern werde u. s. w. Kaum war dieser Brief angekommen, so schrieb Gottfried in den beweglichsten Ausdrücken an seinen Sohn, und beschwur ihn in seinem und Annens Namen, doch ja nicht so viel zu studieren, sich doch ja zu schonen und sich nichts abgehen zu lassen! Er schloß diesen Bitten hundert Thaler bey, die er zur Hälfte selbst vorher entlehnen mußte, und versprach ihm, künftig woll er allemal zu seinem gewöhnlichen Wechsel von zweyhundert Thalern noch

funf=

funfzig, oder auch noch mehr Thaler hinzu thun. So wurden die leichtgläubigen, zu gutherzigen Eltern von Philipp um ihr Geld betrogen, das Gottfried oft so mühsam zusammen scharren mußte. Denn alles, was Philipp schrieb, war Windbeuteley. Der Doktor Scheibe, der den Brief geschrieben hatte, war kein Doktor, sondern einer von Philipps lüderlichen Kammeraden, mit denen er das Geld in Saus und Braus verschwendete, das er aufs Studieren und auf Bücher zu verwenden vorgab. Scheibes Brief war von Philipp selbst bestellt, und war geschrieben worden, um die Eltern zu verblenden und ihnen noch mehr Geld abzulocken. —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried immer mehr Geld verthut, und besonders viel auf seinen Garten verwendet.

Gottfried verdiente sich zwar jetzt viel Geld, weil er für jeden Hofbedienten Arbeit hatte. Er war selbst aus Noth und wegen seiner großen Kundschaft wieder fleißiger geworden, und nahm beynah täglich Geld ein. Aber was halfs? Er mußte doch alle Augenblicke wieder eines seiner Kapitale aufkünden. Denn alle Augenblicke ward an Philipp ein Nebenwechsel geschickt, da die Stipendiengelder bey seiner lockern Aufführung nicht einmal zur Hälfte hinreichten. Und ausserdem ward

und machte jede Mode nach, die sie an dieser oder jener Kammerdienersfrau sah. Wir gehören auch zum Hof mit, sagte sie; Denn mein Gottfried ist ja Hoftischler. Kathrine hatte nun ein Kind, das die Eltern auch erhalten mußten. Gottfried fieng an, sich den Wein immer mehr schmecken zu lassen, und Anne versäumte sich indessen zu Haus auch nicht, trank mit eines Kammerdieners und des Leibbüchsenspanners Frau, die ihre gute Freundinnen waren, Kaffee und Chokolade, und ließ auch zuweilen süssen Wein aus dem Wirthshaus holen. Die Zimmer im Haus wurden auch immer niedlicher ausgeschmückt, und nun hatten die beyden eiteln Leute gar noch einen Einfall, der sie allein gegen tausend Thaler kostete.

Anne hatte nehmlich von ihren Eltern einen großen, schönen Garten geerbt, in dem bisher zum Theil Obstbäume gestanden hatten, zum Theil Kartoffeln und andre nützliche Küchengewächse gepflanzt wurden. Allein das war für den hochmüthigen Hoftischler zu schlecht. Gottfried hatte einigemal, wenn er im Schloß arbeitete, die Anstalten gesehen, die der Herzog machen ließ, um einen schönen Hofgarten anzulegen. Die Obstbäume, die im bisherigen alten Burggarten gestanden hatten, wurden umgehauen, der Grasboden wurde umgeackert, und dafür ein Lustgarten mit Alleen, Hecken, Springbrunnen,

Blumen-

Blumenbeeten, kleinen Lusthäuschen u. dgl. angelegt. Holla! dachte Meister Gottfried, so könnt ichs mit meinem Garten, wenn er schon nicht so groß ist, auch machen. Er sprach gleich darauf mit Annen davon, und sodann mit dem Hofgärtner, der sein guter Freund vom Weinhaus her war. Dieser versprach ihm, seinen Garten in den Feyerstunden in Stand zu stellen. Es ward bald darauf auch würklich Hand ans Werk gelegt. Die schönsten, nützlichsten Fruchtbäume wurden grausamlich umgehauen, der Grasboden umgeackert, die Gartengewächse ausgerissen, das kleine hölzerne Gartenhäuschen abgebrochen, und so alles vernichtet und zerstört. Dafür wurden von dem Hofgärtner schöne breite, mit farbichtem Sand bestreute Wege angelegt; Aus dem fruchtbaren Boden wurden Beete von verschiednen Formen und Gestalten, die mit Buchs eingefaßt, und statt der nützlichen Küchenpflanzen, des Kohls, der Kohlraben, Kartoffeln u. dergl. mit Blumen bepflanzt wurden, so daß der Garten jetzt zwar schön und gut ins Auge fallend war, aber das ganze Jahr durch keinen rothen Heller eintrug. Ja die Unterhaltung kostete vielmehr jährlich noch mehr denn funfzig Thaler. Denn Gottfried mußte dem Hofgärtner, der ihm allerley fremde Gewächse und Blumen in den Garten schaffte, von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke machen, und ausserdem noch einen von des Hofgärtners Knechten besolden, der unter seiner Aufsicht den Garten pflegte und im Stand erhielt.

ward ein schönes rundes, steinernes Haus gebaut, mit einem schönen ausgemahlten Saal, grünen Jalousieläden, und mit einem kupfernen Dach belegt. — In diesem, so umgeformten, für den Beutel kostbaren Garten waren nun Gottfried und Anne bey schönem Wetter jeden Sonn- und Feyertag, und luden die guten Freunde und Freundinnen vom Haus ein, nicht mehr auf ein Glas Bier und ein Stück Kuchen, wie es vor vierzig und funfzig Jahren Mode gewesen war, sondern auf Kaffee oder Chokolade, dann auf ein Glas Wein, kalten Braten oder Schinken u. dgl. — Auch andre Erlenburger begiengen die Thorheit, dem eiteln, aufgeblasnen Gottfried nachzuahmen, und ihre Wurz- und Küchengärten in Lust- und Blumengärten umzuschaffen. Dem Hofgärtner war das schon recht; Denn nun kauften ihm die Bürger die Küchengewächse ab, die sie sonst selber gepflanzt hatten, und wovon er in einem andern, zur Burg gehörigen Garten eine solche Menge pflanzte, daß er den Hof und das ganze Städtchen damit versehen konnte. In kurzer Zeit sahs nun um Erlenburg herum eben so verändert aus, wie in dem Städtchen selber, so daß ich drauf wette, wenn jetzt ein alter Erlenburger, den man vor vierzig, funfzig Jahren begraben hat, wieder aufgestanden wäre, er hätte weder sein Haus, noch seinen Garten, noch Erlenburg selbst kaum mit der umliegenden Gegend mehr gekannt.

Denn die Häuser waren alle, wo nicht stark verändert, doch wenigstens übertüncht, und die Küchengärten waren, wie schon gedacht, größtentheils Lustgärten geworden. Man sah wenig Sallat, Wersich und Kohlraben mehr, und am wenigsten Kartoffeln, die, so äusserst nützlich und nahrhaft sie sind, doch den meisten Erlenburgern nicht mehr schmecken wollten. Nur die ärmsten Leute assen sie noch, oder man gab sie den Schweinen.

Freylich konnte sich fast jeder Erlenburger, wegen des kleinen Hofs, jetzt mehr verdienen, als er sonst verdienen konnte. Einige lebten vom Hauszins, den sie von den Hofleuten erhielten; Die Handwerksleute hatten zwanzigmal mehr Arbeit; Die Krämer, Wirthe u. dergl. zwanzigmal mehr Absatz und Zehrung; Jeder Holzhacker, jede Wäscherinn bekam jetzt viermal mehr Taglohn als sonst, und so war in dem kleinen Städtchen eine ansehnliche Summe Gelds im Umlauf. Aber die meisten lebten auch darnach, verzehrten und verwendeten an Pracht und Kleider immer mehr, als sie einnahmen; Lebensart und Sitten wurden täglich verdorbener; Die Ausschweifung nahm mit jedem Tag mehr überhand, und so rannten oder schlichen die meisten ihrem endlichen Untergang und der gänzlichen Zerrüttung ihres Hauswesens entgegen.

Schlechte Nachrichten, die von Herrn Philipp aus Jena anlangen.

Daß unter diesen verblendeten Leuten vorzüglich auch unser Gottfried Walther mit seiner Anne war, das weiß der geneigte Leser schon zur Genüge. Die reiche Erbschaft, die er vor einigen Jahren gethan hatte, war nun schon bis auf einige wenige tausend Thaler herabgeschmolzen, und schmolz täglich noch mehr. Ausser seinen andern beträchtlichen Ausgaben kosteten ihn seine Kinder täglich mehr, nur den einzigen braven Jakob ausgenommen. Dieser schrieb von Zeit zu Zeit an seinen Vater, verlangte aber niemals einen Heller Geld, sondern meldete vielmehr, wie viel er sich schon erspart habe. Er stand jetzt zu Straßburg in Arbeit, wo er sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und gute Aufführung bey seinem Meister so beliebt machte, daß ihn dieser wie sein eigen Kind hielt. Die Nachrichten von Philipp hingegen waren schon weniger erfreulich für die Eltern. Zwar schrieb er immer viel von seinem übergroßen Fleiß und dem Beyfall, den er in allen seinen Predigten habe, in den praleriſchsten Ausdrücken. Aber allemal war am Schluß des Briefs die Bitte angehängt, ihm wieder 30, 40 oder 50 Thaler zu schicken. Und so mußte Gottfried immer ein kleines Kapital nach dem andern aufkünden, ohne dagegen nur zehen Thaler wieder an-

riebener Brief an den Hoftischler, folgenden
ichen Innhalts: Philipp Walther sitze, we-
gehabter Schlägereyen und seiner durchgän-
chlechten Aufführung, seit vierzehn Tagen auf
Carcer, und habe man einstimmig beschlos-
ihn als einen unverbesserlichen schlechten Men-
von der Universität zu verweisen. Weil
aber eine Schuldenlast von fünfzehnhundert
lern an den Tag gethan habe, so habe man
indessen auf das Tabulat, (welches eine Art
Schuldthurm ist) gesetzt, wo er so lange har-
müsse, bis die Schuld bezahlt sey. Wolle
Meister Gottfried seinen Sohn los haben, so
er die 1500 Thaler mit dem ehesten einschi-
. — Gottfried war erst über diese Nachricht
versteinert; Und sodann brach er in Wuth aus,
mpfte auf seinen Sohn, er sey ein schändli-
Heuchler und Betrüger, hab ihn unter dem
wand seines Fleisses schon um einen großen
il seines Vermögens gebracht; Nun aber könn
sitzen; Er woll ihm nicht einen Heller schi-
; Das betheur und schwör er, und wolls hei-
halten. Umsonst mochte Anne, die ihren
nn noch nie so in Hitze gesehen hatte, weinen,
eyen, die Hände ringen, ihn zu besänftigen
Philippen zu entschuldigen suchen; Es half
s nichts. Gottfried war zu sehr erbittert. Sie
schweigen, sagte er, und kein Wort mehr von
lüderlichen Buben sagen! Er woll um sei-
nes

zu Bettlern machen. Anne mußte schweigen, und that nichts, als immer in einem Winkel sitzen und schluchzen und um ihren Philipp jammern.

So aufgebracht, und fest entschlossen, sich Philipps weiter nicht mehr anzunehmen, blieb Gottfried zween Tage lang, und wärs vermuthlich immer geblieben, zumal da ihn auch Kathrine in seinem Entschluß zu bestärken suchte. Aber nun kam ein Brief aus Jena von einem vorgeblichen Baron von Saken, der auf Einmal alles wieder anders machte. Der Baron schrieb, er sey Philipps vertrautester Freund, und besuch ihn täglich in seinem Elend auf dem Tabulat. Man gehe mit dem armen Menschen unverantwortlich um. Zu der Schlägerey sey er gezwungen worden. Die Schulden hab er gemacht, theils weil er sich eine große Menge Bücher angeschafft, um die er durch Ausleihen und Stehlen wieder größtentheils gekommen sey, theils weil schlechtdenkende Menschen sein gutes Herz mißbraucht, alle Augenblicke Geld von ihm entlehnt, und ihm nie etwas wieder heim gegeben haben. Das sey nun sein ganzes Verbrechen, und das bestraften jetzt die Professoren so hart, weil sie seine Feinde, weil sie seiner Gelehrsamkeit wegen neidisch auf ihn wären, und befürchteten, er möchte Magister werden, und dann sie, wenn er Kollegia lese, um allen Beyfall bringen. Da suchten sie nun, ihn sich auf eine so niederträchtige

Weise vom Halse zu schaffen. Der arme Philipp sey drüber ganz schwermüthig, und das sey auch gar kein Wunder. Er sitz in einem abscheulichen Loch, bey der elendesten, erbärmlichsten Kost, und kränkle nun schon seit acht Tagen. Wenn ihm seine Eltern nicht helfen, und er nicht so bald als möglich aus dem Loch, in dem er schmachte, befreyt werde, so geh er ganz gewiß zu Grund, und seine Eltern hättens dann mit zu verantworten. Sie möchten also sich seiner doch erbarmen, und ihm nicht nur die 1500 Thaler, sondern auch noch einen andern Wechsel schicken, um nach Leipzig hinüber ziehen, und da seine Studien vollenden zu können! — Dieser Brief brach dem zu leichtgläubigen und zu weichherzigen Gottfried das Herz. Er hielt alles drinn erzählte für baare Wahrheit, fühlte herzliches Mitleid mit dem ungerathnen Sohn, und Thränen schossen ihm beym Lesen des Briefs aus den Augen. Anne! sagte er, da ließ! Wir müssen ihm doch wieder helfen. Meynst Du nicht? — O freylich, Gottfried! rief Anne; Sieh doch gleich, wo Du das Geld zusammen bringst, und schicks dem armen, armen Philipp! Sie weinte nun den Brief naß, und bath schluchzend ihren Gottfried nochmals, sich doch gleich nach Geld umzusehen! Gottfried durchrannte sogleich das ganze Städtchen, und konnte nirgends Geld bekommen; Denn die, so Kapitale von ihm hatten, konnten ihn nicht auf der Stelle ausbezahlen. Endlich gieng er zu dem Hofjuden, und bekam da siebenzehn-

hundert

hundert Thaler, wofür er in seiner Verschreibung versprechen mußte, in einem halben Jahr dafür achtzehnhundert Thaler heim zu geben. Das Geld ward nun auf der Stelle mit einem Brief an den Baron von Saken abgeschickt. — Drey Wochen drauf schrieb Philipp von Leipzig aus an seine Eltern, meldete, eben so wie der Baron gethan hatte, wie so großes Unrecht ihm geschehen sey, schilderte sein ausgestandnes Elend mit rührenden poetischen Farben, und dankte in eben solchen Ausdrücken seinen Eltern für seine Errettung, die darüber in Thränen ausbrachen. In Leipzig, schrieb er, seys hundertmal besser als in Jena, nur um vieles theurer. Dafür aber könn er auch hundertmal mehr lernen; Die Gelehrsamkeit stehe da in größerm Werth, die Lebensart sey weit gesitteter, und er habe schon vortrefliche Freunde, lauter Poeten, mit denen er gemeinschaftlich an einem Wochenblatt arbeite, das ihm manchen schönen Thaler, und noch weit mehr Ruhm einbringen werde. Diese Neuigkeiten freuten den vor Liebe blinden Vater so, daß er gern den Verlust der 1800 Thaler verschmerzte.

Ein und dreyssigstes Kapitel.

Wie Herr Philipp, statt Magister zu werden, Komödiant wird.

So gieng wieder ein Jahr hin, und nun wurde Gottfrieden das ewige Geldschicken endlich

zu lästig. Er schrieb also seinem Philipp, er sey nun schon drey Jahre auf Universitäten, habe ihn so und so viel Geld gekostet, und nun sey es hohe Zeit, daß er wieder nach Erlenburg zurückkomme und auch da zeige, was er gelernt habe; Er und seine Mutter könnten die Freude kaum erwarten, ihn auf der Erlenburger Kanzel zu sehen und zu hören. Man spreche jetzt auch stark davon, daß man bey der immer wachsenden Gemeinde dem Pfarrer einen Diakonus zugeben wolle; Und das wäre eine rechte Stelle für ihn.

Philipp schrieb seinem Vater wieder, er würde mit Freuden kommen, wenn er sich dann nur nicht selber im Weg stünde, und ein Glück, das sich ihm in Leipzig zeige, darob verscherzen müßte. Man hab ihm nehmlich angebothen, ob er nicht Magister werden und dann Kollegia lesen wolle? Das würde nun zwar freylich an die dreyhundert Thaler kosten; Aber in Einem Jahre könne er sich dann auch mehr verdienen als das, und Ruhm und Ehre bring ihms oben drein gar viel. Es fragte also: Ob sein Vater das nicht auch noch an ihn wenden wolle? Die besten Pfarrstellen seyen ihm sodann im Lande gewiß, u. s. w.

Der Magistertitel stach dem eiteln Vater und Annen gewaltig in die Augen. Sie beschlossen also mit einander, ihrem Sohn die dreyhundert Thaler zuzuschicken, und schicktens ihm auch

wirklich.

wirklich. Gottfried wartete nun mit gröster Begierde auf eine Antwort, in der Philipp sich als Magister unterschreiben würde. Es vergiengen fünf, sechs Wochen, es vergieng ein Vierteljahr über dem Warten, und nicht eine Zeile kam von Leipzig. Gottfried schrieb zween, drey Briefe nach einander, und es erfolgte keine Antwort drauf. Endlich ward er ungeduldig. Er trug einem seiner Gesellen, der ein Leipziger war, auf, an seine Eltern nach Leipzig zu schreiben, sie möchten sich nach seinem Sohn erkundigen, und aufrichtig schreiben, was sie von ihm hörten. Es erfolgte nun bald drauf eine Antwort, die Gottfrieden ganz darnieder schlug. Herr Walther, hieß es, sey nicht mehr in Leipzig, sondern schon vor einem Vierteljahr mit einer Komödiantengesellschaft, unter dem Namen eines Theaterdichters, weggezogen, und habe gar nicht das beste Lob hinterlassen. — Gottfried war ausser sich über diese Nachricht. Er fluchte, tobte, weinte. Sein Sohn hatte ihn so viel schweres Geld gekostet, ihn aus einem reichen Mann zu einem kaum vermöglichen gemacht; Und jetzt, da er hoffte, die Frucht seiner großen Kosten einzuerndten, kommt die Nachricht an, er sey Komödiant geworden. Jeder Vater kann sich selbst vorstellen, wie äusserst weh dieß Gottfrieden thun mußte. Er wurde ganz melancholisch, und Anne ward es auch auf eine Zeit lang. Er gieng nirgend mehr hin, weil er sich seines Sohnes wegen schämte, und weil viele Leute ihre Scha-

denfreude über sein Unglück nicht verbergen konnten.

Zwey und dreyssigstes Kapitel.

Wie Gottfried auch an seinen Töchtern Schand und Herzeleid erlebt.

Es kam nun noch ein neues Unglück hinzu. Es meldete sich nehmlich eine herumziehende Komödiantengesellschaft in Erlenburg, und spielte da den Winter über, weil der Herzog Adolph ein großer Liebhaber von solchen Lustbarkeiten war. Die Erlenburger wurden ganz vernarrt in die Komödien, liefen täglich drein, und brachten all ihr bischen Geld den Komödianten. Auch Anne ließ sich da fleißig sehen, und nahm gewöhnlich, um nicht allein zu gehn, ihre Tochter Kathrine mit. Dieser gefiel das Komödiantenwesen über die Maassen wohl; Sie machte sich mit einem von den Komödianten bekannt, und als die Gesellschaft zu Anfang des Frühjahrs von Erlenburg wieder wegzog, ward auch Kathrine unsichtbar, zog mit allen ihren Kleidern ihrem Komödianten nach, und ließ nichts zurück als ihr Kind. Anne machte sich daraus so gar viel eben nicht, aber Gottfried zog sich diesen zweyten Schlag ziemlich zu Herzen, hauptsächlich auch, weil er das Gespräch des ganzen Städtchens wurde, und ihm dieß als einem Mann, der eine Gerichtsstelle bekleidete, viel von seinem Ansehn, auf das er sich so viel zu gute that, benahm.

thrinen. Sie trieb die Verhetzungen ihres Herrn, des Hofmarschalls, gegen seine Frau so weit, daß diese, so geduldig sie war, endlich es nicht länger aushalten konnte, und sich heimlich in die Residenz, wo ihre Eltern waren, flüchtete; Dieses waren sehr angesehene Leute, die viel beym regierenden Herzog galten, weßwegen sie auch der Hofmarschall sehr fürchtete, und da sie zu ihm nach Erlenburg kamen, und mit ihm aus einem ernsthaften Tone sprachen, so bequemte er sich endlich dazu, Sophien, wie sies verlangten, aus seinem Dienst zu schicken. Diese kam nun wieder in ihrer Eltern Haus, war aber so unerträglich stolz und übermüthig geworden, daß sie ihre Eltern kaum noch über die Achseln ansah, und ihnen täglich nichts als tausendfachen Kummer und Verdruß machte, so daß sie oft in der Stille drüber weinten. Sich beklagen, oder sie gar aus dem Hause jagen durften sie nicht, weil der Hofmarschall sie doch noch beschützte, und noch immer heimlich an ihr hieng. Endlich heyrathete sie, gegen ihrer Eltern Rath und Willen, einen Kammerdiener des Herzogs. Dieß war aber ein Mann, der alles durchbrachte. Und so mußte Gottfried ihn und seine undankbare Tochter fast allein erhalten und auf solche Art seine eigene und noch eine andre Familie ernähren, und hatte noch dazu nicht den geringsten Dank dafür.

Drey und dreyssigstes Kapitel.

Wie Gottfried immer mehr verarmt, seinen Garten verkauft, und ein Lotterienarr wird.

So strich noch ein Jahr hin, und nun war auch alles ererbte und erworbne Geld, das Gottfried gehabt hatte, durchgebracht, und der Mangel stellte sich von allen Seiten ein. Er wollte Geld aufnehmen, aber kein Mensch wollte ihm borgen, weil er durchgängig bey Vornehm und Gering als ein Uebelhauser verschrieen war. Das einzige und klügste Mittel, sich wieder ein wenig aus dem Schlamm heraus zu reissen und bey Ehren zu erhalten, wäre freylich das gewesen, daß er sich nach der Decke gestreckt und sein Hauswesen sparsamer eingerichtet hätte. Allein das wollten er und Anne nicht. Er that ihr zwar den Vorschlag, sie soll etwas von ihren prächtigen und überflüssigen Kleidern verkaufen. Da hätte sie aber lieber ihr Leben hingegeben. Er wußte sich also nicht mehr zu helfen und verkaufte seinen Garten um neunhundert Thaler, ob ihn gleich die neue Einrichtung desselben und das Gartenhaus allein tausend Thaler gekostet hatte. Inzwischen hatte er an diesen neun hundert Thalern nicht lange. Er kaufte sich um eine beträchtliche Summe Bretter, und das übrige Geld gab er unvermerkt in kurzer Zeit aus. Da seine häuslichen Umstände so verwirrt und mißlich wurden, so legte er sich

nun=

Unmuths zu vergessen. Zur Arbeit war er auch verdrossen und lieferte jetzt so schlechtes Schreinwerk, daß er viele seiner Kundleute verlohr, die zu einem andern geschickten Tischler, der sich in Erlenburg niedergelassen hatte, giengen.

Um diese Zeit ward in Erlenburg, um des Elends noch mehr zu machen, auch ein Lotto di Genoua oder eine Zahlenlotterie errichtet, die erstaunlich viel Beyfall und Zulauf fand. Alles, Alt und Jung, Reich und Arm, setzte drein. Der hungrigste Schlucker sann drauf, wie er etliche Groschen zusammen kriegte, suchte sich etliche Numern aus, und glaubte nun, durch eine Terne oder Quaterne seinem Elend auf Einmal ein Ende zu machen. Die Dienstbothen setzten ihren Lohn ein oder bestahlen ihre Herrschaften; Holzhacker und Wäscherinnen assen sich nicht satt, um nur von ihrem Taglohn etwas für die Lotterie zurück zu legen. Manche hatten sich schon arm gesetzt, und liessen doch nicht nach, weil hie und da einer einen kleinen Gewinnst gezogen hatte. Sie verkauften also lieber Kleider, Betten, und was zu veräussern war. Wenn einem Narren von drey oder vier Numern träumte, so setzte er drauf, und wenn er das Geld dazu hätte betteln oder stehlen müssen. Es gab eigne alte Weiber oder auch Kinder, die ums Geld Numern träumten. So oft die Lotterie gezogen wurde, sah man um das

Gerüste

Gerüste herum fast nichts als Leute in zerlumpten Kleidern, eingefallne, ausgehungerte Gesichter, die mit einer unbeschreiblichen, mit Furcht und Hofnung vermischten Sehnsucht zu den Waisenknaben, die die Loose zogen, hinaufblickten und auf ihre Numern warteten. Diese so kindische, aber auch so äusserst schädliche und verderbliche Lotteriesucht, die schon tausend Menschen elend gemacht und hundert Familien ins Verderben gestürzt hat, hatte nun auch unsern Meister Gottfried bey seinen, ohnedieß verzweifelten Umständen, und auch seine Anne ganz ergriffen, ob ihm gleich ehedem der seelige Meister Zäuner oft, wenn sie auf das Lotteriewesen zu reden kamen, das einfältige, aber grundwahre Sprüchlein vorgesagt hatte:

Wer sein Geld setzt in d'Lotterie
Der kommt darum, und weiß nicht, wie.

Es träumte ihm jetzt Tag und Nacht von nichts als Ternen und Quaternen; Wo er war und arbeitete, schwebten Numern vor seinen Augen; Er schrieb immer seine Schreibtafel damit voll, und setzte nie nur auf eine einfache, sondern immer auf sechs- und siebenfache Weise ein. Der kleine Peter, Kathrinens Herr Ehrensohn, mußte oft mit verbundnen Augen das Einmal Eins vor sich nehmen, und mit Stecknadeln Numern bezeichnen, oder mit dem Blaserohr nach Numern schiessen, auf die sodann Gottfried zuversichtlich setzte. Einmal gewann er eine Ambe, und nun raufte er sich fast die Haare aus, daß er nur zum Spaß

blos ein paar Groschen drauf gesetzt hatte. Dieß munterte ihn auf, nun noch mehr zu setzen; Und so gab er nach und nach ganz unvermerkt so viel Geld aus, daß er keinen baaren Thaler mehr in der Tasche hatte. Anne war auf die Lotterie noch erpichter, als er selbst. Sie glaubte, sie müsse gewinnen, und setzte oft auf gewisse Numern eine so große Zuversicht, daß sie bey dem immer mehr überhand nehmenden Geldmangel ihre schönsten, liebsten Kleider nicht verschonte, sondern sie selber auf das neuerrichtete Leihhaus trug. Die Anlegung dieses Leihhauses trug auch viel zu dem immer mehr zunehmenden Verderben von dem armen Erlenburg bey. Männer und Weiber schleppten alle ihre Kleider, ihr Hausgeräth und ihre ganze Haabschaft dahin, liessen sich Geld drauf geben, und setzten es in die Lotterie, in der Hoffnung, es da hundert= und tausendfach wieder heraus zu bekommen, und dann die Versätze sogleich wieder einzulösen. Aber gewöhnlich fielen sie durch, die Auslösungszeit verstrich, und der Hofjude und ein getaufter Jude, ein christlicher Regierungsrath, die das Leihhaus mit einander errichtet hatten, verkauften die Versätze, und wurden so durch den letzten Schweiß der Erlenburger reich und fett, so wie es die Lotterieinnhaber und Kollekteurs auch wurden. Mancher arme Mann hatte schon kein Bette mehr, in dem er schlafen konnte.

Vier und dreyssigstes Kapitel.

Wie Gottfried nun auch sein väterliches Haus verkaufen muß.

So wurde denn auch Gottfrieds Haus nach und nach ganz leer von dem vielen kostbaren Hausgeräthe, und auch Annens Kleiderschränke wurden ganz leicht und leer. Sie hatte kaum noch so viel Kleider, um sich an Sonn- und Feyertagen in der Kirche oder in einer Gesellschaft sehen lassen zu können. Es war nun kein andres Mittel und kein andrer Rath mehr übrig, als das Haus, in dem schon seit mehr als zweyhundert Jahren her Walther gewohnt und sich ehrlich drinn fortgebracht hatten, zu verkaufen. Freylich hatte Gottfried bey verschiednen Hofbedienten noch ganz ansehnliche Posten für gelieferte Arbeit ausstehen. Er bath auch dringend von Zeit zu Zeit um Bezahlung. Allein so vornehme Herren haben mehr zu thun, als sich mit schlechten Handwerksleuten abzugeben und sie zu bezahlen. Besonders war ihm der oben genannte christliche Regierungsrath gegen drittehalb hundert Thaler schuldig. Allein, wenn Gottfried zum Mahnen kam, so ward ihm gewöhnlich mit Treppenhinabwerfen gedroht.

Gottfried both also sein Haus, das letzte Eigenthum, was er noch hatte, feil. Allein es zeigte sich kein Käufer. Die Erlenburgischen Einwohner hatten selbst kein Geld mehr, hattens

theils

Häuser abgekauft hätte. Endlich gab sich der schon zweymal angeführte Regierungsrath, Namens Hochberg, zu einem Käufer an. Nach langem jüdischen Handeln verstand er sich endlich dazu, Gottfrieden für sein Haus, das wenigstens funfzehnhundert Thaler werth war, tausend Thaler zu geben. Siebenhundert Thaler zahlte er ihm baar aus, und die dreyhundert übrigen schlug er zu den zweyhundert Thalern, die er ihm noch für Arbeit schuldig war. Er blieb sie ihm unter dem Vorwand schuldig, daß Gottfried in seinem bisherigen Hause so lang sitzen bleiben sollte, bis die fünfhundert Thaler für Miethgeld abbezahlt wären.

Von den siebenhundert Thalern brauchte Gottfried dreyhundert sogleich, um damit sein Hausgeräthe und die Kleider seiner Frau auf dem Leihhaus wieder einzulösen. Das übrige Geld wendete er theils zum Brettereinkaufen an, theils war er fest entschlossen, mit dem Ueberrest recht Haus zu halten. Er wollte sich jetzt wieder ernstlich auf sein Handwerk legen, und hatte den festen Vorsatz, sich in allen Stücken einzuschränken, und auf eine ehrliche Art sich durchzubringen. Er war auch eine Zeitlang aus der Maassen fleißig, betrank sich nicht mehr so oft, und war überhaupt auf recht guten Wegen. Allein bey seiner Frau bliebs beym Alten. Sie hatte sich nun das Aqua-

vit-

vit- und Weintrinken angewöhnt, legte immer heimlich in die Lotterie, brachte alles Geld durch, was sie habhaft werden konnte, versetzte wieder einen großen Theil ihrer besten Kleider, und Gottfried mußte bald hie bald da einen kleinen Posten für sie bezahlen. Endlich gewann sie einmal in der Lotterie hundert Thaler und flog nun in der ersten Freude zu ihrem Mann, um ihm ihr Glück zu erzählen. Nun wachte die Lotteriesucht wieder neuerdings in ihm auf; Er setzte wieder alles Geld, was er verdiente, drein, und kam so in kurzer Zeit wieder in die vorigen, elenden Umstände, aus denen er sich oft, da er auch von allen Seiten her wegen kleiner Schulden angefordert wurde, kaum heraus zu reissen wußte. —

Fünf und dreyssigstes Kapitel.

Wie Kathrine auf der Bettelzeche nach Erlenburg, und in den dortigen Hospital kommt.

Um diese Zeit gieng Gottfried einmal an einem Sonntag Nachmittag mit seiner Anne vors Thor hinaus spatzieren. Sie giengen auf der Landstraße, wo ihnen von fern eine Bettelkarre mit einem einzigen Pferd entgegen fuhr. Als die Karre näher kam, da gieng Gottfried, der von Natur gutherzig war, und es auf seiner Wanderschaft, da er hatte fechten müssen, noch mehr geworden war, drauf zu, um der darauf liegenden

den elenden Person ein kleines Allmosen zu geben. Aber lieber Gott! wie erschrack er, als die Person ihren hagern Arm aus dem Stroh heraus streckte und mit heischrer Stimme sagte: Vater, seyd Ihrs? Die elende Person war nehmlich Kathrine. Zwar kannte sie der Vater kaum noch. Das Gesicht war weiß wie der Kalk an der Wand, so eingefallen, daß die Knochen weit hervorstunden, und die Nase war mit einem großen Pflaster überdeckt. Man konnt es wegen des abscheulichen Gestankes kaum aushalten, nah bey ihr zu stehen. Sie moderte schon bey lebendigem Leibe. Durch die lüderlichsten Ausschweifungen und die schändlichsten Wollüste hatte sie sich die häßlichste und schmerzlichste aller Krankheiten zugezogen, und ihre Seele rang jetzt mit der Verzweiflung. — Um Gotteswillen, sagte Gottfried, was ist das? Was fehlt Dir? — Das ist der Lohn für mein lüderliches Leben, sagte Kathrine. O, ich wollte, daß ich nie gebohren wäre! — — Und wo willst Du denn jetzt hin? fragte der Vater. — In den Hospital, und da krepieren, war die Antwort. — Was? In den Hospital? In unsern Hospital? rief die Mutter, die nun indessen auch herbeygekommen war. Und die Schande willst Du uns anthun? — Schande? rief Kathrine mit einem fürchterlichen Gelächter. Ihr seyd Schuld an meiner Schande und an all dem Elend. Ihr mögts einst vor Gottes Richterstuhl verantworten. Hättet Ihr mich besser gezogen. — Sie verkroch sich nun winselnd und

Eltern nicht mehr an, und die Karre fuhr
ter, und der Stadt zu. Wie versteinert stan=
Gottfried und Anne eine Zeitlang da, und
gen endlich, gleichsam wie gezwungen und
schweigend weiter. Endlich sagte Gottfried
zend: Das ist schröcklich. Ach, und daß sie
die Schuld giebt, und in so manchem Be=
ht Recht hat! — Recht hat? fiel ihm Anne
ig ins Wort. Ja, bey Dir mag sie wohl
ht haben, aber bey mir wahrlich nicht. Ich
an allem ganz unschuldig. — Wie, Anne,
willst unschuldig seyn? sagte Gottfried, und
st mir allein die Schuld beymessen? Hast nicht
sie zu dem Staat und Flitterwesen herange=
n? Hast nicht Du ihr die verdammte Eitel=
eingeflößt? Und als Danner sie heyrathen
sie ihn nicht haben wollte, wer hat ihr da
zestanden? Wer den Hauptmann immer so ge=
nt, der sie ins Elend brachte? Und da soll
. . . . Anne ließ ihn nicht ausreden, son=
stürmte mit Vorwürfen und Schimpfwör=
auf ihn ein. So stritten die Elenden mit
nder, welches von beyden mehr Schuld an
hrinens schlechter Aufführung und ihrem jetzi=
Elend habe? Jedes wollte die Schuld ganz
sich ablehnen, und doch machte jedem sein ei=
s Herz die bittersten und kränkendsten Vor=
fe, obgleich Anne im Grund immer die mei=
Schuld haben mochte. — Als sie endlich wie=
eym Thor hinein giengen, da hatten sie kaum
das

schämte
nes im
lichen
auch d
keit w
Gottfr
men.
zu, ve
Kathri
sen, u
de schä
Tag,
ner To
erbärm
noch e
Sie er
Komöd
gezoge
entwi
lassen
Wollu
Kran
oder
dann
in hö
ben
einst
Vate
sagte
Aufe

nes im Hospital, und zwar an einer so schändlichen Krankheit liegen sollte. Jedermann sah sie auch drum an, denn die Nachricht von der Neuigkeit war schon von Haus zu Haus gelaufen. Gottfried wollte nun Kathrinen ins Haus nehmen. Aber Anne gab es schlechterdings nicht zu, vermuthlich wohl, weil sie fürchtete, von Kathrinen noch mehr Vorwürfe anhören zu müssen, und sich ihrer auch in ihrem jetzigen Zustande schämte. — Gottfried gieng den folgenden Tag, ohne Annen etwas davon zu sagen, zu seiner Tochter in den Hospital. Er traf sie in den erbärmlichsten Umständen und so an, daß kaum noch ein Mensch vor Eckel um sie bleiben konnte. Sie erzählte ihm kürzlich, sie sey bisher mit den Komödianten immer von einem Ort zum andern gezogen. Ihr lüderlicher Mann, mit dem sie entwichen war, habe sie bald drauf wieder verlassen, und nun habe sie ihr Leben so lang in Wollust hingebracht, bis sie sich diese schröckliche Krankheit zugezogen. Philippen habe sie bey zwo oder drey Gesellschaften, erst als Theaterdichter, dann als Komödianten angetroffen, und allemal in höchst elenden Umständen. Er führe ein Leben wie sie, und wahrscheinlich werd er es auch einst so wie sie schliessen. Sie bath nun ihren Vater wegen ihrer Flucht um Verzeyhung, und sagte ihm, sie hab ihr Unglück und ihre schlechte Auferziehung, die den ersten Grund dazu gelegt,

) sie ihn noch mit Thränen, er möchte doch
Kind, das noch immer in Gottfrieds Haus
, nicht auch so verzärteln, sondern es
Christenthum und allem Guten anhalten!
ttfried versprachs, nahm von ihr Abschied, und
ieß ihr eckelhaftes Zimmer mit Schaudern und
setzen. Zween Tage drauf starb das unglück-
Geschöpf unter den fürchterlichsten Schmer-
—

Sechs und dreyssigstes Kapitel.

e Sophie in den Schuldthurm kommt, und Gottfried sie retten will.

Anstatt daß Anne durch diese traurige und
ckliche Geschichte ihrer Tochter hätte sollen zum
hdenken gebracht und bewogen werden, in sich
t zu gehn und selber eine bessere, christlichere
nsart anzufangen, so ward sie im Gegentheil
ich noch lüderlicher und ergab sich dem schänd-
n Trunk immer mehr. Wo sie konnte, mach-
e, da alles versetzt war, Schulden, so daß
tfried täglich angefordert wurde, und da er
r gar nichts mehr hatte, oft so in Verlegen-
gerieth, daß er manchmal in Versuchung
, Erlenburg, sein Haus und sein lüderli-
Weib zu verlassen, und sein Glück in der
n Welt zu suchen. Indem er mit solchen
veifelten Gedanken umgieng, kam endlich

oben sc
so übel
konnter
allein
tern se
konnter
schlecht
nis ge
müss in
nerhalb

S
und li
selbst
300 T
hatte
dreyhu
Also l
terding
Denk
lich v
so viel
habt
ihre
war.
te ihr
Unglü
cher
der n
sein

noch der letzte Schlag. Sophie, die, wie ich oben schon gemeldet habe, bey ihrem Mann sich so übel stand, daß ihre Eltern, so lang sie noch konnten, sie und ihre drey Kinder beynah ganz allein erhalten mußten, machte nun, da die Eltern selber wenig oder nichts mehr für sie thun konnten, so viele Schulden, und fieng allerley so schlechte Streiche an, daß sie endlich ins Gefängnis geworfen, und ihr angekündigt wurde, sie müss ins Zuchthaus wandern, wenn sie nicht innerhalb acht Tagen 300 Thaler bezahle.

Sie schickte nun Bothschaft an ihre Eltern und ließ sie aufs beweglichste bitten, sie und sich selbst von dieser Schande zu befreyen und die 300 Thaler für sie auszubezahlen. Gottfried hatte nicht dreyhundert Kreutzer, wie hätt er dreyhundert Thaler für sie ausbezahlen können? Also ließ er ihr wieder sagen, er könn ihr schlechterdings nicht helfen; Und nach seiner jetzigen Denkungsart, da er ganz nachdenklich und ziemlich vernünftig zu werden anfieng, hätt er auch so viel nicht an sie gewendet, wenn ers gleich gehabt hätte. Sophie schickte nun Bothschaft an ihre Mutter, deren Augapfel sie immer gewesen war. Diese wendete sich an ihren Mann, stellte ihm mit Heulen und Schreyen ihrer Tochter Unglück vor, und sagte, er sey ein unmenschlicher Vater, ein Gottes- und Ehrvergeßner Mann, der nicht verdiene im Gericht zu sitzen, wenn er seiner Tochter sich nicht annehme, sie mit kal-

gröste Schande auf sich selbst, und die ganze
nilie lade. Gottfried sagte ganz kalt, So=
: ist der Rettung nicht werth, und ich kann sie
nicht retten, wenn ich auch schon wollte, da
selbst kein Geld mehr habe und du mich um
s vollends gebracht hast. Auf diesen Vor=
f hatte Anne nicht mehr das Herz etwas zu sa=
; Sie wendete sich jetzt aber dafür an den
diakonus, der bey Gottfrieden viel galt, und
cht ihn durch vieles Bitten dahin, daß er ei=
Versuch zu machen versprach, ob er Gott=
den bewegen könne, etwas für Sophien zu
n. Er kam auch gleich den folgenden Tag in
ttfrieds Haus, stellte ihm alles aufs beweg=
ste vor, und brachte endlich Gottfrieden, der
jeher weichherzig gewesen war, dahin, daß
weinend in die Worte ausbrach: Ach! ich
lte ja so gerne helfen, wenn ich nur wüßte,
ich so viel Geld auftreiben sollte? Kaum hör=
ieß Anne, so fiel sie ihm ein: Ey, der Re=
rungsrath Hochberg ist uns ja noch 400 Tha=
schuldig. Geh Du zu ihm, und laß sie Dir
bezahlen! Der Hauszins, den wir ihm ge=
müssen, fällt uns ohnedieß zu hart, wie Du
neulich selber gesagt hast. Wir ziehen dann
aus, und sehen uns um eine wohlfeilere Mie=
um. Mit dem Regierungsrath ist doch nichts
machen; Er fährt Dich ja nur an, so oft
zu ihm kommst. So kommen wir von ihm
Einmal los. — Gottfried ließ sich endlich

rath a
ihm
verspr
samer,

S

Wie

seiner
rath
ner z
Burg
dem
diese
das
eben
wor
nich
so g
die
nich
gen
Nu
und
Ka

überreden, sich das Geld von dem Regierungsrath ausbezahlen zu lassen. Vorher aber mußte ihm Anne in Gegenwart des Hofdiakonus noch versprechen, sie wolle alsdann künftig gewiß sparsamer, ordentlicher und eingezogner leben.

Sieben und dreyssigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich nicht mehr zu helfen weiß, und beym Regierungsrath Hochberg einbricht.

Als Gottfried den Nachmittag drauf eben seinen Rock anlegte, um zu dem Regierungsrath Hochberg zu gehen, da kam der Rathsdiener zu ihm und sagte ihm an, Morgen wolle der Burgermeister die Heiligenpflegsabrechnung auf dem Rathhaus halten. Walther erschrack über diese Bothschaft nicht wenig. Denn er hatte das Heiligengeld in Verwahrung, und da ihm eben den Tag vorher Bretter waren angetragen worden, und er diese gerade höchst nöthig, und nicht einen Heller eignes Geld im Hause hatte, so grief er die Heiligenkasse an, weil er glaubte, die Abrechnung werde noch vor sechs Wochen nicht geschehen, und er bis dorthin das heraus genommene Geld gewiß wieder ersetzen können. Nun sollt er Morgen schon die Rechnung ablegen, und dem neu eintretenden Heiligenpfleger die Kasse übergeben, und es fehlten gegen dreyßig Thaler, und kein Mensch borgte ihm einen Heller.

mpf und Schande, wohl gar Absetzung von
m Amt. Dieß war nun ein Antrieb mehr,
ein Geld von dem Regierungsrath ausbezah=
zu lassen. Er lief also hastig zu ihm hin.
er ins Haus kam, hieß es, der Regierungs=
sey noch bey der Tafel, und Gottfried
e eine halbe Stunde lang im Vorzimmer war=
Nun war da, ausser andern Personen,
der Hofschlosser, den Gottfried sehr gut kann=
Sie redeten aus langer Weile allerley mit
der; Gottfried fragte unter anderm den Hof=
ser, was er bey dem Herrn für Geschäfte ha=
Geld will ich holen, hundert Thaler, sagte
. Ich bin heut nun schon zum wenigsten
zehentenmal da, und kann nichts kriegen;
ich hab ihm schon vor einem Jahr redlich
hrlich Arbeit dafür geliefert, und habe da=
nichts zu essen und zu beissen, und kann
noch die Profession forttreiben. Heut muß
un mein Geld haben, oder es geht nicht gut.
frieden fieng bey dieser Erzählung an, bang
Herz zu werden. Wie werd ich nun Geld
mmen? dachte er, als eben der Bediente ihn
en Hofschlosser hinein kommen hieß. Was
Ihr? fuhr Hochberg sie beyde mit rauher
me an. Gottfried wollte eben sein Anlie=
orbringen, als man den Hofjuden anmel=
Er soll nur herein kommen, sagte Hoch=
Der Jude kam, stellte sich mit dem Re=
gsrath auf die Seite, sprach leise mit ihm,

versteh
Geld h
auf, u
Louisdo
war,
Neuem
bath ih
Thaler
eine w
rungsr
schimpf
schlecht
greulich
von ih
stellte
Geld z
ber al
unerbi
wenig
Ich m
Glück
Heller
mensch
fuhr
haben
Beyd
harte
sonst.
ganz

Geld haben, und nun schloß Hochberg seine Kasse auf, und gab dem Juden die 500 Thaler an Louisdor in Rollen. Als der Jude wieder weg war, fragte der Regierungsrath Gottfrieden von Neuem, was er wolle? Mit vielen Umschweifen bath ihn dieser um die Ausbezahlung der 400 Thaler, und sagte ihm zugleich, er wolle sich um eine wohlfeilere Miethe umsehen. Der Regierungsrath ließ ihn nicht ausreden; Er fieng an zu schimpfen und zu poltern, nannte ihn einen schlechten lüderlichen Kerl, und betheuerte mit greulichen Schwüren, er soll nicht einen Heller von ihm bekommen. Gottfried bath und flehte, stellte ihm aufs beweglichste vor, daß er ja das Geld zur Rettung seiner Tochter nöthig habe. Aber alles war umsonst, der Regierungsrath blieb unerbittlich. — Nun, so geben Sie mir doch wenigstens nur dreyßig Thaler! sagte Gottfried; Ich muß sie nothwendig haben; Es steht all mein Glück darauf. — Ihr bekommt nicht einen Heller, sag ich, sagte der Regierungsrath mit unmenschlicher Kälte. Und Ihr, Meister Schlosser, fuhr er fort, Ihr werdet vermuthlich auch Geld haben wollen? Ihr bekommt heut auch nichts. Beyde Bürger bathen noch, und warfen sich dem harten Mann beynah zu Füssen. Aber umsonst. — Schert Euch zum Henker! war die ganze Antwort, und der ganze Trost, den sie von dem Regierungsrath bekamen. Drauf gieng er in ein

ich fortpacken. — Höll und Teufel! sagte
Schlosser beym Weggehn zu Gottfried. Ist
auch erlaubt? Geht man so mit einem ehrli-
Bürgersmann um? So müssen wir ja
samt verderben. Und Ihr schweigt so, Mei-
Walther? Bey Gott! der Regierungsrath
uns bezahlen! Oder . . . . ! Wir müs-
ihn verklagen, sagte Gottfried, der sich nun
von der ersten Betäubung wieder erholte. —
verklagen? schrie der Schlosser; Verklag
den Teufel bey seiner Großmutter. Du wirst
gewinnen. So sprachen sie fort, und ka-
jetzt vor Gottfrieds Haus, wo sie stille stan-
und noch eine Zeitlang von der Sache rede.
Anne kam dazu und fragte: Gottfried,
Du Geld? Nicht einen blutigen Heller! war
Antwort. Der Hofschlosser fieng nun aufs
an auf den Regierungsrath zu schimpfen, und
so laut, daß die Nachbarn drüber an die
ter fuhren. — St! St! machte Anne.
mt in meine Stube! Seht, da liegen die
e alle an den Fenstern. — Sie giengen nun
inander auf Gottfrieds Stube, und schimpf-
da recht tüchtig zusammen. — Hat er denn
Geld? fragte Anne, daß er nicht bezahlen
? — Je, das ist es eben, daß wir so toll
, rief der Schlosser; Er hat Geld wie Heu.
habens ja gesehen, als er dem Hofjuden die
Thaler gab. Es lag ein ganzer Haufen
en in der Kasse. — Wenn man da zukom-

wäre m
ein; Ic
gemacht
Einfall!
bäldeste
Das w
Wie ma
Schuldi
nichts n
fällt mi
spräch f
ger auf
blies d
Gottfri
Denn
keit, u
Diebst
dränge
oder n
fieng
te da
Schra
dann
Der
Er
schim
und
nens
schl
spre

ein; Ich habe ja die Schlösser an der Kasse selbst gemacht. Das ist, meiner Seel! kein übler Einfall! Meister Gottfried! Da kämen wir am báldesten zu unserm Geld. — Gott behüte! Das wär ja ein Diebstahl! sagte Gottfried. — Wie mans nehmen will, versetzte der Schlosser. Schuldig ist ers uns, und all sein Geld ist doch nichts weiter als gestohlen Gut. Das Ding gefällt mir, meiner Seel! — So gieng das Gespräch fort, und der Schlosser ward immer hitziger auf das Geld des Regierungsraths. Anne blies das Feuer bey ihm noch mehr an; Nur Gottfried wollte lange gar nichts davon hören; Denn er hatte noch zu viel Gefühl für Ehrlichkeit, und konnte nicht ohne Schaudern an einen Diebstahl denken. Allein er war einmal im Gedränge; Morgen früh sollt er 30 Thaler haben oder mit Schanden bestehen. Nach und nach fieng er also endlich an zu wanken. Anne merkte das, und holte ein Glas Aquavit, das sie im Schrank stehen hatte. Der Schlosser trank, dann Gottfried auch. Anne holte noch ein Glas. Der Brandteweingeist stieg Walthern zu Kopf. Er fieng erst an, auf den Regierungsrath zu schimpfen, ward dadurch noch töbischer im Kopf, und gab endlich ganz benebelt, und durch Annens lustiges Zureden muthig gemacht, dem Hofschlosser mit einem Handschlag das unseelige Versprechen, auf die Nacht mit ihm in des Regierungs=

alle Augenblicke wieder neue Bedenklichkeiten

Allein Anne und der Schlosser wußten sie immer, mit Hülfe des Aquavits, der ihm wohl schmeckte, wieder zu benehmen. Endschläferte er sein Gewissen damit vollends ein, er dachte, der Regierungsrath sey ihm ja doch Geld schuldig, und er wolle keinen Heller weinehmen, als was ihm gehöre. Auch seine ht verlohr sich nach und nach so ziemlich, als Schlosser versprach, er woll alle Schlösser auf leiseste öfnen, und Gottfried dürfe nichts, als ihm mit der Blendlaterne leuchten, und Geld einstecken. Weil aber Anne doch noch er fürchtete, es möcht ihn, wenn er allein und wieder nüchtern würde, wieder gereuen, nkte sie dem Hofschlosser auf die Seite, und ihm heimlich, er möchte mit ihrem Mann Weinhaus gehen. Das geschah auch. Sie nun vom Abend fünf Uhr an bis nach eilf Uhr Wirthshaus, und da wurde Gottfried vom vollends so ganz benebelt, und bekam so Herz, daß er selber seinem Kammeraden sagnun ists Zeit, nun wollen wir ans Werk! — Nacht war stockfinster, und es regnete vom ab. Gottfried trug eine Blendlaterne, und Schlosser eine Leiter, die am Abend vorher in Gottfrieds Haus zur Hand gebracht worar. Um halb zwölf Uhr, da der Nachtwächurz zuvor die Strasse hinab gerufen hatte, sie ans Haus des Regierungsraths, und

leaten

an, wo
tig an z
Schlosse
zuerst d
schicklich
fried stie
bey der
Blendla
Augenbl
die Mer
der and
und sag
hundert
der Sch
diesen N
len mit
schon v
lich, u
Gottfri
unter.
Haus,
schied:
auf! J
In ein
Gottf
der Fr
er sag
sagte:
Gottf
an die

tig an zu zittern, als er an das Haus kam. Der Schlosser aber sprach ihm wieder Muth ein, stieg zuerst die Leiter hinauf, ofnete mit vieler Geschicklichkeit das Fenster, stieg hinein, und Gottfried stieg ihm zitternd nach. Sie knieten beyde bey der Kasse nieder; Gottfried leuchtete mit der Blendlaterne, und der Schlosser ofnete in einem Augenblick die Schlösser. Da war nun Gelds die Menge. Der Schlosser steckte eine Rolle nach der andern ein. Gottfried nahm vier oder fünfe, und sagte zitternd, nun werd ich wohl meine vierhundert Thaler haben. Du bist ein Narr, sagte der Schlosser. Nimm, weils da ist! Und mit diesen Worten steckte er ihm selbst noch etliche Rollen mit Dukaten in die Taschen, da die seinigen schon voll waren. Nun ists gnug, sagte er endlich, und so stiegen sie beyde wieder, und zwar Gottfried mit lautem Herzklopfen, die Leiter hinunter. Der Schlosser begleitete ihn noch vor sein Haus, und nahm mit den Worten von ihm Abschied: Nun, schlaf wohl und heb dein Geld gut auf! Ich will das meinige gewiß gut verwahren; In ein paar Tagen wollen wirs theilen. Sobald Gottfried an sein Haus kam, machte Anne mit der Frage die Thüre auf: Hast Du Geld? Und als er sagte, ja, da schloß sie ihn in ihren Arm und sagte: O das ist vortreflich! — Aber, sagte Gottfried, ich hab ausgestanden. Fühl mir nur an die Stirne, wie der kalte Schweiß herabfließt!

O,

O, ich wollte, daß ich keinen Heller hätte! — Anne machte ihm wegen dieser Aengstlichkeit noch die spöttischsten und bittersten Vorwürfe, zog ihn die Treppe hinauf in die Kammer, und zündete da noch Licht an, um das Geld zu sehen. Er warf die Rollen unwillig und zitternd heraus; Sie eröfnete sie hastig, und war ganz verblendet, als sie so viel Gold schimmern sah. — Herr Gott, sagte Gottfried, das sind ja mehr als tausend Thaler, und ich wollte nur die vierhundert nehmen, die mir von Rechtswegen gehören. Anne spottete ihn aus, und hieß ihn seine Grillen verschlafen. Sie trug das Geld, von dem Gottfried blos die dreyßig Thaler für die Heiligenkasse abzog, in den Keller und vergrubs da noch dieselbe Nacht. ——

Acht und dreyssigstes Kapitel.

Wie Gottfrieden das Gewissen schlägt, und er sich schier verräth.

Beyde Eheleuten konnten die ganze Nacht durch wenig schlafen, Gottfried vor Gewissensangst nicht, und Anne nicht vor Freuden. Kaum wars Tag, so stand er wieder auf, zitterte am ganzen Leib, weinte, rang die Hände und sagte: Anne, hör, ich halts nicht aus. Das Geld läßt mir keine Ruhe. Ich zeigs an, mag meinetwegen draus entstehen was da will! — Anne hatte über eine Stunde lang Mühe, bis sie ihm diesen

und den Schlosser unglücklich mache, seine ganze Familie in Schimpf und Schande bringe, daß man ihm den Kopf abschlagen oder ihn gar henken werde. Endlich würkte die Furcht vor dem letzten so viel bey ihm, daß er ihr versprach, er wolle sein Verbrechen nicht anzeigen. Blaß und bebend gieng er nun um acht Uhr auf das Rathhaus zu der Heiligenabrechnung. Er hatte nicht das Herz, die Augen aufzuschlagen; Er meynte, jeder Stein seh ihn drum an, und klag ihn an. Er fuhr zurück, wenn er nur von weitem auf der Gasse, oder hie und da an einem Fenster einen Menschen sah. Wo nur zwo Personen bey einander stunden, da glaubte er, sie reden von dem Diebstahl und werden mit Fingern auf ihn weisen. Endlich kam er auf das Rathhaus. Er grüßte den Burgermeister und die andern Kollegen, ohne sie anzusehen, setzte sich nieder, legte ganz verstört die Rechnung ab, und zählte zitternd das Geld hin, bey dem auch die 30 gestohlnen Thaler waren. Seine Kollegen wußten nicht, was sie aus seiner Verwirrung und dem ungewöhnlichen Zittern machen sollten, und sahn einander bedeutungsvoll an. Indem kam der Rathsbothe ins Zimmer und übergab dem Burgermeister etwas schriftliches, das ihm, wie er sagte, der Bediente des Regierungsraths Hochberg gegeben habe. Man hat bey ihm eingebrochen, setzte er hinzu, und ihm etliche tausend Gulden gestohlen. Eingebro=

brochen? schrieen alle, und Gottfried wurde noch blässer, und zitterte, daß ihm die Zähne klapperten. — Lauter Dukaten und Schildlouisdor sinds, die man dem Regierungsrath gestohlen hat, sagte nun der Burgermeister, der indeß den Zettel gelesen hatte. Hier ist das Verzeichnis, und wir sollen fein fleißig drauf Achtung geben, wenn man uns Dukaten oder Louisdor an den Steuren bringt. — Schildlouisdor? Wie sehn denn die aus? fragte einer von den Heiligenpflegern. Hier sind viere, sagte der Burgermeister, und wieß auf das Geld, das Gottfried mitgebracht hatte. Dieser zitterte noch heftiger, und sagte, er müss einen Augenblick hinaus gehn; Es sey ihm nicht wohl. Er gieng hinaus, und der Burgermeister und die andern Rathsglieder sahn einander an, und schüttelten den Kopf. Ich weiß nicht, was heut dem Walther fehlt? sagte der Burgermeister. Er erschrack so, als man von dem Diebstahl sprach; Und daß da gerad Schildlouisdor sind . . . . ! Ich will alles Gute hoffen. Aber . . . . Indem kam Gottfried wieder herein, sah noch blässer als vorhin aus, und sagte, er müsse heim; Es sey ihm so gar übel. Er legte sich zu Haus sogleich zu Bette, und sagte Annen: Er könns nicht aushalten; Er müss alles offenbahren.

---

zogen wird.

Indem ihm Anne diese Grillen, wie sies nannte, auszureden suchte, flog nun schon die Nachricht von Gottfrieds verdächtigem Betragen auf dem Rathhaus im ganzen Städtchen herum, kam auch vor den Regierungsrath, und ein Gefreyter mit zween Gemeinen trat bald darauf, auf sein Ansuchen bey dem wachhabenden Lieutenant, in Gottfrieds Stube, mit dem Auftrag, ihn zu arretiren. Vielleicht weiß Er schon, warum? sagte der Gefreyter. — Ja, ich weiß es, sagte Gottfried in der Herzensangst; Es wird wegen des Regierungsraths seyn. — Bey diesen Worten blaßte Anne ab, und fiel in Ohnmacht. Gottfried ward indessen unter dem Zusammenlauf des ganzen Städtchens ins Gefängnis geführt, und da summarisch verhört. Er gestand beym ersten Augenblicke alles, und sagte, er würd es ohne dieses auch von freyen Stücken angezeigt haben. Er zeigte sogleich an, wo das Geld zu finden sey, und gab auch den Hofschlosser als seinen Mitschuldigen an. Man schickte zu diesem sogleich Wache ins Haus; Aber er war bey dem ersten Murmeln schon auf und davon gegangen, und ward alles Nachsuchens und Nachsetzens ohngeachtet nicht mehr gefunden und eingeholt. Annen hingegen brachte man zugleich mit dem Gelde vors Gericht. Jedes von ihnen beyden wurde nun in ein besondres Gefängnis eingeschlossen. Gottfrie-

und legte ihm Fesseln an. Die Summe, die
in Händen gehabt hatte, betrug etwas über
)thundert Thaler. Hingegen sagte der Regie=
ngsrath eydlich aus, es seyen ihm drey tausend
)aler weggekommen, die also gröstentheils der
offschlosser hatte. Weil nun keine Möglichkeit
seyn schien, dieses Geld wieder zu bekommen,
warf der Regierungsrath seinen ganzen Haß auf
ottfrieden, und drang auf die strengste, exem=
arische Bestrafung. Der Richter, dem die Sa=
von der Regierung aus übergeben wurde, war
ochbergs guter Freund, und also setzte man dem
men Gottfried mit der grösten Strenge zu. Er
stand zwar alles wies gegangen sey, und ver=
hlte nicht den geringsten Umstand; Aber damit
ar der Richter auf Anstiften des Regierungsraths
ch nicht zufrieden. Man fragte Gottfrieden,
lche Kleider er bey dem Einbruch angehabt ha=
? Er machte sie namhaft; Man holte sie so=
eich in seinem Haus ab, visitirte sie, und da
l zum Unglück ein großes Messer aus den Bein=
idern heraus. Da sieht mans, rief der Rich=
, daß er mit Mordgedanken in das Haus brach.
ottfried sollte nun bekennen, er habe das Messer
der Absicht zu sich gesteckt, es dem nächsten be=
n, der sich ihm entgegen setzen würde, in den
ib zu stossen. Gottfried betheurte bey allem
s heilig ist, er habe diese Absicht nicht gehabt.
trage dieses Messer Jahr aus Jahr ein bey sich,
d habe bey dem Einbruch gar nicht dran gedacht,
ß ers bey sich habe. Aber das half alles nichts.

wirkli
es en
würde
wenn
dann
und a
men
was e
der R
be bl
als ih
der S
sey in
gen u
das
noch
Regi
berg
der N

Zeit
ich n
ersten
Dann
über
floßn
ihm
mit
chun
Alles

Der Richter drohte ihm mit Schlägen, ließ auch wirklich schon Ruthen herein bringen, und brachte es endlich dahin, daß Gottfried sagte: Vielleicht würde er sich mit dem Messer gewehrt haben, wenn ihm jemand aufgestossen wäre. Das ward dann sogleich zu Papier gebracht oder protokolliert, und als eine Hauptsache angegeben, um den armen Gottfried um den Kopf zu bringen. Alles was er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, war, der Regierungsrath hab ihn nicht bezahlt; Er habe bloß die Absicht gehabt, so viel zu nehmen, als ihm dieser schuldig war; Das übrige hab ihm der Schlosser wider seinen Willen zugesteckt; Er sey im Begriff gewesen, die That selber anzuzeigen und alles Geld wieder herauszugeben; Alles das ward von dem Richter nicht geachtet, und noch weniger in die Akten gesetzt, die nun an die Regierung in die Residenz geschickt wurden. Hochberg war viel zu erbittert über Gottfried, und der Richter mußte thun, was er haben wollte. —

Was der arme Gottfried während dieser Zeit im Gefängnis ausgestanden hat, das brauch ich wohl nicht umständlich zu erzählen. In den ersten Tagen rang er mit der Verzweiflung. Dann folgten Thränen, und nun konnte er erst über seinen jetzigen traurigen Zustand und sein verfloßnes Leben nachdenken. Sein Herz machte ihm die bittersten Vorwürfe; Er rang aufs Neue mit der Verzweiflung, und war oft in der Versuchung mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Alles, all mein Elend hab ich mir selbst zuzuschreiben! rief er oft voll Wehmuth aus. Ich habe

mich ins Elend gestürzt, und mein Weib und meine Kinder. Sie werden mir fluchen, mich verwünschen. O, mir könnte so wohl seyn. Und nun bin ich hier . . . . ! Und was erst noch kommen wird . . . . . ! O Gott, o Gott! — — Zum zweytenmal, dacht er zu einer andern Zeit, sitz ich nun auf Tod und Leben. Aber, ach Gott! das erstemal wars anders. Da war ich bey aller Angst, bey allem Elend, doch noch ruhiger. Mein Gewissen klagte mich nicht so laut und so fürchterlich an. Es war schnelle Uebereilung. Aber jetzt, aber jetzt . . . . ! Er sank, in fürchterlichem Schmerz versunken, auf sein Stroh hin und weinte, und kein Fünkchen Trost stralte in sein zerrißnes Herz. — — Zu einer andern Zeit fuhr er aus seinem dumpfen, düstern, tagelangen Schweigen wieder auf und rief: Ist denn gar kein Trost, gar keine Rettung weiter für mich übrig? Ist der Himmel ganz verschlossen? Kein Erbarmen mehr bey Gott? Bey diesem letztern Gedanken fuhr der Gedanke schnell wie ein Blitz in seine Seele: Ich will Gnade suchen! und da ward ihm etwas leichter. Der Spruch fiel ihm ein: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme des Sohns ihres Leibes? Und ob sie desselben vergässe, so will ich doch dein nicht vergessen; Siehe, in die Hände hab ich dich gezeichnet. O Gott, rief er; Bist Du nicht auch mein Vater? — Ja, Du bists, Dir will ich mich in die Arme werfen. Bey Dir will ich Gnade suchen. Er bethete nun innbrünstiglich zu Gott, und faßte Zuversicht

zu Ihm. Aber nach einiger Zeit verließ ihn dieser Muth wieder und er rang mit neuen Zweifeln. Endlich fiel ihm ein, ich will nach dem Hofdiakonus schicken. — Denn der Pfarrer war, wie er hörte, krank. — Der kann mir vielleicht den Trost aus Gottes Wort, um den ich seufze, ertheilen. — Er ließ darum anhalten, und gleich den Tag drauf kam der Hofdiakonus zu ihm. Dieser stellte ihm als ein vernünftiger Mann seinen jetzigen Zustand, seine bisherige schwere Versündigungen, die Größe seines letztern Verbrechens, den traurigen Zustand seiner Seele, die Nothwendigkeit, bey Gott Gnade und Vergebung zu suchen, und die Geneigtheit Gottes, dem wahrhaftig Reuevollen zu vergeben, vor. So weit war Gottfried schon, daß er seine Strafbarkeit und die Größe seiner Sünden einsah; Er vergoß unzählich viele Thränen, bereute seine Vergehungen aufs herzlichste und schmachtete nach Gnade. In diesem Zustand verließ ihn der Diakonus, und versprach ihm, bald wieder zu kommen. Er besuchte ihn auch fleißig, und flößte ihm, nach würklich bezeugter gänzlicher Sinnesänderung, vielen Trost ein, brachte es auch, auf das Zeugnis von der guten Fassung des Gefangenen, bey der Obrigkeit dahin, daß Gottfried in ein erträglicheres, wenigstens helleres Gefängnis gebracht, und ihm, auf sein innständiges Ansuchen eine Bibel, nebst ein paar Gebeth- und Andachtsbüchern gegeben wurde.

Da nun Gottfried schon in einer so guten Fassung war, so fragte er einmal den Hof-

diakonus, ob er wohl glaube, daß ihm sein Verbrechen den Kopf kosten werde? Der Diakonus wußte anfangs nicht gleich, was er drauf antworten solle? Endlich sagte er: Mißlich siehts aus, Meister Walther. Es ist ein gewaltsamer Einbruch; Einen großen Theil des Gelds hat Euer Kammerade mit fort; Der Umstand mit dem Messer; Die Erbitterung des Regierungsraths und sein großes Ansehn, alles das giebt freylich wenig Hofnung. Wenigstens müßt Ihr Euch auf alles gefaßt machen. — Walther weinte nun bitterlich und rang die Hände. Doch nach einer Viertelstunde faßte er sich wieder und sagte: Nun, wie Gott will! Verdient hab ich alles. Ich will mich drein schicken.

Vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfrieden das Leben abgesprochen wird, und er von Annen und von seinem Jakob Abschied nimmt, und diesem noch gute Ermahnungen giebt.

Gottfried bereitete sich jetzt auch ernstlich zum Tode, und erwartete die Ankündigung seines Urtheils mit Gelassenheit. Nach acht Tagen kam auch würklich das Urthel aus der Residenz nach Erlenburg, daß Gottfried sollte enthauptet und sein Weib auf Lebenslang ins Zuchthaus gesperrt werden. Er hörte das Todesurtheil anfangs zwar mit Zittern und Schaudern an, faßte sich aber doch bald wieder, und wendete die noch übrigen fünf Tage zu christlicher Vorbereitung auf sein

sein Ende an, wobey ihn der rechtschaffne Hofdiakonus kräftig unterstützte. Drey Tage vor der Execution nahm er von seinem Weibe Abschied. Er sagte ihr, so weit hätten nun ihn und sie Pracht und Eitelkeit, thörichte Verschwendung, Ueppigkeit und gänzliche Gottesvergessenheit gebracht. Doch sey er, Gottlob! noch zur Erkenntnis gekommen; Er überlasse sich geduldig seinem Schicksal, und hoff und wünsche nichts mehr, als daß sie eben solche Gesinnungen haben, und ihre übrige Lebenszeit anwenden werde, Busse zu thun und sich zu bessern. Sie soll ihm verzeyhen! Er verzeyh ihr auch und sterbe gern. Anne hatte ihn bisher stillschweigend und weinend angehört. Nun aber brach sie los: Was? Du stirbst gern? Bist mit Deinem Urthel zufrieden? So bins ich nicht! Man geht hart und unbarmherzig mit uns um. Dein Blut wird um Rache schreyen. O, daß der Regierungsrath .... Sie stieß hier solche Verwünschungen aus, die zu schröcklich sind, um sie anzuführen. Das Weib brüllte, knirschte mit den Zähnen und gebärdete sich wie unsinnig. Alles Bitten Gottfrieds half nicht das geringste. Endlich führte man sie mit Gewalt weg und ins Zuchthaus, wo schon ihre Tochter Sophie war. — Gott erbarme sich der Seele dieses Weibes, sagte Gottfried, und erweiche ihr verstocktes Herz! Ich wollte, sie wäre so gut gefaßt, wie ich!

Nun stand dem armen Mann den folgenden Morgen noch ein trauriger Kampf bevor. Sein Sohn Jakob, der bisher in der Fremde sich so

wolte nun auch wieder sein Vaterland und seinen
ater sehen. Er kam, und war noch etliche
tunde weit von Erlenburg, als er die schröck-
che Nachricht hörte, in drey Tagen werde sein
ater enthauptet. In dumpfer Betäubung kam
nach Erlenburg, hielt um Erlaubnis an,
inen Vater sprechen und von ihm Abschied neh-
en zu dürfen, und schwankte ans Gefängnis.
an öfnete die Thüre. O mein Vater! rief er
s, und fiel ihm halb sinnlos um den Hals.
akob! Jesus Christus! Bist Dus, Jakob?
ef der Vater aus, und sank aufs Bett, auf
m er saß, zurück. Dieser stumme, nur durch
nzelne Worte unterbrochne Auftritt dauerte bey
ner halben Stunde lang, bis endlich Gottfried sich
Stande und stark genug fühlte, ordentlich und
sammenhängend mit seinem Sohn zu reden. O
ein Jakob, sagte er unter anderm: Spiegle
ich an meinem Beyspiel! Ich war einst ein gu-
Christ und ehrlicher Mann. Da ließ ich mich
n meinem zweyten Weib zur Eitelkeit verleiten.
h wollte mehr seyn als das, wozu mich der lie-
Gott berufen hatte, wollte über meinen Stand
naus, und da fieng mein Unglück an. Das
ohlleben riß mich immer weiter fort. Ich dach-
wenig mehr an Gott, verließ Ihn endlich
nz, und ward dafür eine Zeitlang auch von
m verlassen. Weil ich mich von Ihm nicht
hr durch Güte zu sich rufen ließ, so hat Er
n mit Strenge mich gerufen. — Jakob,
s wird Deine seelige Mutter in der Ewigkeit

komm
migk
wert
men
an f
und
ist
ihn
ihr,
mei
gen
und
Ja
Ha
frie
lieb
St
Di
wi
ve
da
ha
au
zä
K

sagen, wenn sie hört, wie weit es mit mir gekommen ist? O das war ein Weib! Die Frömmigkeit und Unschuld selber. Ich war ihrer nicht werth. Darum hat sie Gott von mir genommen. O ich habe, seit ich hier bin, tausendmal an sie gedacht, Tag und Nächte lang geweint und ihren Namen ausgerufen. O Rosine, was ist aus Deinem Gottfried geworden, seit Du ihn verlassen hast! — Ich komme wieder zu ihr, lieber Jakob; Das hoff ich zu Gott und meinem Heiland. Was soll ich ihr von Dir sagen, Jakob? Darf ich sagen, daß Du fromm und brav seyest, und es bleiben wollest? — Jakob schluchzte ein Ja, und fiel ihm um den Hals. — Jakob, lieber Jakob! sagte Gottfried nachher wieder. Du weist, daß ich Dich lieb hatte, so lieb als mich selber. Aber Deine Stiefmutter machte mich ein wenig kalt gegen Dich, daß ich nicht so vieles auf Dich wendete, wie auf die andern Kinder. Nicht wahr? Du verzeyhst mir das? O, es war Dein Glück, daß Du nicht verzärtelt, und ein wenig hart gehalten wurdest. Ich sagte Dir vorhin, was aus meinen andern Kindern wurde. Verzärtelung ist allemal das gröste Unglück für ein Kind. —

Ich kann Dir nichts hinterlassen, sagte Gottfried einige Zeit nachher; Nur etlich gute Regeln kann ich Dir zurücklassen, die Dir nützen werden, wenn Du ihnen nachlebst. Gotsesfurcht ist aller Weisheit, alles Glückes Anfang. Sobald einer Gott verläßt, sobald ver-

läßt ihn das Glück. — Sey mit Deinem Stand vergnügt! Sobald Du aus einem Tischler und gemeinen Bürgersmann ein Herr werden willst, sobald wird Dir die Zufriedenheit den Rücken kehren. — Mäßigkeit ist der beste Doktor. Lebst Du nicht mehr mäßig, willst Du besser essen und trinken als unsre Vorfahren, und es den Herren nachthun, so wird Dir die Arbeit nicht mehr schmecken, und der Schlaf nicht, und mit Deiner Munterkeit ists aus. — — Wenn Du ein Weib nehmen willst, so sieh Dich wohl vor! Du kannst auf ihr Geld sehen, aber zunächst und vor allen Dingen sieh auf ihr Gemüth! Ist das nicht fromm und rein und gut, wohnt keine Gottesfurcht drinn, liebt sie Pracht und Eitelkeit, so bist Du bey allem Geld, das sie Dir zubringt, unglücklicher, als der Dürftigste, und kannst in Jahr und Tag ein Bettler seyn. Ist sie herrschsüchtig, so laß ihr nicht ihren Willen! Unser Herr Gott will, das Weib soll unterworfen seyn dem Mann. Auf die erste Zeit im Ehestande kommt fast alles an. Vergiebt da der Mann sein Recht, und thut er alles was sein Weib haben will, so macht ers wie einer, der sich von seinem Feind ein Schwerd aus der Hand winden läßt; Er kriegts in Ewigkeit nicht wieder, oder will ers, so wird er von seiner eignen Wehr verwundet. — Wenn Dir Gott Kinder giebt; so lehr sie, Dir gehorchen! Die beste Erbschaft, die Du ihnen hinterlassen kannst, ist Gottesfurcht. Wenn Du selber gottesfürchtig bist, so lernen sie diese Kunst am leich-

testen. Laß sie nicht mehr werden, als Du bist! Sonst werden sie Dich vermuthlich einmal entweder verachten, oder Dir nichts als Schand und tausendfaches Herzeleid bringen. — Wenn Du einst gut sterben willst, so leb gut! Das ist der reichste, beste Schatz, der einen auch am Grabe nicht verläßt. Den möcht ich Dir lieber als hundert tausend Gulden hinterlassen. — — Jakob zerfloß bey diesen väterlichen Ermahnungen fast in Thränen. Aber, Vater, sagte er; Eure Strafe ist doch hart. Kann sie nicht gemildert werden? Das was Ihr genommen habt, das hat der Regierungsrath bey Heller und Pfenning wieder erhalten. Und wie viel sagt Ihr, hat der Schlosser mitgenommen? Zwey tausend und zweyhundert Thaler? O, die hab ich ja, so viel hab ich grade von dem seeligen Vetter Zäuner geerbt. Vater, die geb ich mit Freuden her. Ich will zu dem Herzog, ich will überall hinlaufen, um Euch von der Todesstrafe los zu kaufen. — Laß das, Jakob! sagte der Vater. Ich danke Dir für Deine Liebe. Gott belohne Dich dafür! Ich will sterben. Sollt ich Dich auch noch um Dein Eigenthum bringen, um noch etlich Jahre mir und andern zur Last und Schande auf der Welt zu leben? Nein, ich sterbe gern. Ich bitte Dich, geh ja zu keinem Menschen! — Jakob umarmte seinen Vater, versprach, nicht für ihn zu bitten, und gieng, mit dem Versprechen, ihn Morgen wieder zu besuchen. Sein erster Gang war nun zu dem Herzog Adolph. Er warf sich ihm zu Füssen, bath um seines Vaters Leben und

both sein ganzes Vermögen an, um ihn zu retten. Der Herzog war gerührt und hieß ihn aufstehn. Ich würd Euch gerne helfen, sagte er, aber ich kann nicht. Was mein Bruder unterzeichnet hat, darf ich nicht wiederrufen. Ich habe schon vor acht Tagen Vorbitte für Euren Vater einlegen lassen; Aber es half nichts. Ihr müßt Euch in Gottes Namen geduldig drein geben.

Mit dieser Antwort gieng der arme Jakob traurig weg und weinte über seines Vaters Unglück und die Strenge der Gesetze. Den andern Tag brachte er noch zwo Stunden bey seinem Vater zu, und nahm endlich — ach, auf ewig! — von ihm Abschied. Was sein, was Gottfrieds Herz dabey gelitten haben mag, das kann sich jedes Menschenherz vorstellen. Leb wohl, leb ewig wohl! Bleib fromm und beth für mich! Dieß waren Gottfrieds letzte Worte. Jakob konnte vor Schluchzen nicht reden. Alle Umstehende im Gefängnis schluchzten mit. Jakob eilte auf ein benachbartes Dorf, um dem Jammer wenigstens in etwas zu entgehen, und das traurige Geräusch, das bey Hinrichtungen gewöhnlich ist, nicht zu hören. —

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried zum Tod geführt wird.

Gottfrieds Todestag brach nun an. Aus der ganzen benachbarten Gegend war eine Menge Menschen in das Städtchen gekommen. Man

las dem Gefangenen sein letztes Urthel vor dem Rathshaus vor, brach den Stab, und führte ihn zum Thor hinaus. Jetzt hatte jedermann, der vorher bös auf ihn gewesen war, Mitleiden mit ihm. Er grüßte alle seine alte Bekannten, bethete mit der grösten Innbrunst mit dem Hofdiakonus und einem andern Geistlichen vom Lande. Er hatte jetzt das festeste Zutrauen, daß Gott seine schwere Sünden ihm verziehen habe. Vor der Richtstätte hielt er noch mit etlich Worten eine Ermahnung an die Umstehenden, ein Beyspiel an ihm zu nehmen, bath sie um Verzeyhung, sah noch Einmal zum Himmel, bath den Diakonus, seinen Jakob tausendmal zu grüssen und ihm Kathrinens Kind zu empfehlen. Nun verband man ihm die Augen und führte ihn die Treppe an der Richtstätte hinauf. Jedem der Umstehenden schlug das Herz laut. — Gnade, Gnade! schölls auf Einmal aus der Ferne her. Alles sah sich um, und ein Hofbedienter ritt in vollem Galopp daher, und schwang sein weisses Schnupftuch in der Luft. Gnade, Gnade! rief er; Gnade, Gnade! rief die ganze grosse Menge Volks nach. Nun kam der Hofbediente näher. Im Namen Seiner Durchlaucht, Gnade! rief er noch einmal, und übergab dem Offizier der Wache einen schriftlichen Befehl vom regierenden Herzog. Nun band man Gottfrieden die Augen wieder auf. Er sank aber nieder und ward ohnmächtig. Man ließ ihm sogleich zur Ader und brachte ihn, noch immer halb sinnlos, in einer Kutsche in das Städtchen, und die ganze Menge

Volks strömte hinter drein. — Die regierende Herzoginn hatte nach fünf Prinzessinnen den ersten Prinzen gebohren. Dieß war die Veranlassung, unsern Gottfried zu begnadigen. Er sollte, um der Schande bey seinen Mitbürgern zu entgehn, in die Residenz gebracht werden, und da in leidlicher Verwahrung als ein geschickter Meister für den Herzog arbeiten. — Gottfried kam nun endlich wieder zu sich selbst, und wußte nicht, ob sich alles würklich mit ihm zugetragen habe, oder nur ein Traum sey? — Man erzählte ihm, der Herzog hab ihn begnadiget. Er konnte nichts als weinen und die Hände falten. — Wo ist denn mein lieber Jakob? fragte er nach einiger Zeit, und in dem Augenblick stürzte sich dieser redliche Sohn, der indessen auch davon gehört hatte, in das Zimmer, rief: O Gottlob, Gottlob! und benetzte seines Vaters Gesicht mit Thränen. — Nach acht Tagen, da Gottfried sich so ziemlich wieder erholt hatte, brachte man ihn nach der Residenz; Da warf er sich seinem Fürsten zu Füssen, und lebte nun noch sechs Jahre lang als der rechtschaffenste Christ und redlichste Mann, lobte Gott hundertmal mit Thränen, daß Er ihn so durch Leiden und Trübsale zu sich gezogen habe, und starb endlich an einem Faulfieber. — Sein Weib Anne lebt, so wie Sophie, noch im Zuchthaus, wo sie in Gesellschaft der verworfensten Leute alles Gefühl für Tugend, Sittsamkeit und Ehrbarkeit verlohren haben, und nicht viel besser leben als das Vieh.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wie Erlenburg fast ganz in einen Schutthaufen verwandelt wird.

Jakob hat sich in einem Landstädtchen des Herzogthums niedergelassen, wo er ein rechtschaffnes, frommes Mädchen geheyrathet hat, und wegen seines Fleisses, seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von Jedermann geliebt wird.

Der liederliche Philipp zieht noch immer, bald mit dieser, bald mit jener Gesellschaft als Komödiant im Land herum, stellt auf dem Theater Könige und Fürsten vor, hat aber nicht einmal ein ganzes Kleid, und oft kaum genug zu essen. Vor drey Jahren hatte er sogar die Keckheit, mit seiner Gesellschaft nach Erlenburg zu kommen und da Komödien zu spielen. Gleich das zweytemal ward ein Stück aufgeführt, das er selbst zusammen geflickt hatte. Es war ein Schauspiel nach der neuesten Manier, in dem alle Personen rasen, Ströme Bluts vergossen werden, und am Ende wird ein ganzes Dorf drinn angezündet. Bey dem Brand gieng man nun so ungeschickt um, daß erst das Komödienhaus Feuer fieng, und drauf, weil gerad ein starker Wind wehte, der größte Theil von Erlenburg ein Raub der Flammen ward. Noch ist das arme Städtchen ein Steinhaufen. Denn die Einwohner sind durch ihre Ueppigkeit und übertriebene Verschwendung, und dann durch die Theurung im Jahr 1771 und 72 so herab gekommen, daß sie nicht im Stande sind, nur eine Hütte zu bauen. Sie betteln nun überall herum, und fast

als Strassenräuber hingerichtet worden.

Dieß ist die Geschichte eines Städchens, so lang seine Einwohner fromm und fleißig genügsam waren, sich im besten Wohlstand d, und nun, da sie sich der Ueppigkeit er= haben, einer Einöde gleicht, zum Beyspiel d zur Warnung für so manches andre Städtchen in dem lieben Deutschland.

Ende.

---

ufpreiß 1 fl. 15 kr. oder 16 ggr. Sächsisch.

Bayerische Staatsbibliothek München

in jeder Gegend trift man auf den Landstrassen einen bettelnden Erlenburger an. Auch sind schon viele als Strassenräuber hingerichtet worden.

Dieß ist die Geschichte eines Städchens, das, so lang seine Einwohner fromm und fleißig und genügsam waren, sich im besten Wohlstand befand, und nun, da sie sich der Ueppigkeit ergeben haben, einer Einöde gleicht, zum Beyspiel und zur Warnung für so manches andre Städtchen in dem lieben Deutschland.

Ende.

Verkaufpreiß 1 fl. 15 kr. oder 16 ggr. Sächsisch.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Miller, Johann Martin, 1750-1814

Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand

Bd.: 2

Ulm (1786)

P.o.germ. 934 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114793-4
VD18 80379915-001